

aus
politik
und
zeit
geschichte

beilage
zur
wochen
zeitung
das parlament

Hermann Glaser
Kultur der Trümmerzeit
Einige Entwicklungslinien
1945-1948

Manfred Jäger
Literatur und Kulturpolitik
in der Entstehungsphase
der DDR (1945-1952)

ISSN 0479-611 X

B 40-41/85
5. Oktober 1985

Hermann Glaser, Dr. phil., geb. 1928; Studium der Germanistik, Anglistik, Geschichte und Philosophie in Erlangen und Bristol; zunächst im Schuldienst; seit 1964 Schul- und Kulturdezernent der Stadt Nürnberg; Mitglied des PEN; Vorsitzender des Kulturausschusses des Deutschen Städtetages.

Autor zahlreicher Bücher; zuletzt u. a.: *Maschinenwelt und Alltagsleben. Industriekultur in Deutschland vom Biedermeier bis zur Weimarer Republik*, Frankfurt 1981; *Ein deutsches Bilderbuch. 1870—1918. Die Gesellschaft einer Epoche in alten Photographien* (zus. mit Walter Pützstück), München 1982; *Im Packeis des Unbehagens. Eine persönliche Bilanz des Generationenkonflikts*, Bonn 1982; *Von der Kultur der Leute. Ein Lesebuch*, Frankfurt—Berlin—Wien 1983; *Die Kultur der Wilhelminischen Zeit. Topographie einer Epoche*, Frankfurt 1984; *Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Band 1: Zwischen Kapitulation und Währungsreform*, München 1985.

Manfred Jäger, geb. 1934; freier Publizist, Lehrtätigkeit an der Universität Essen.

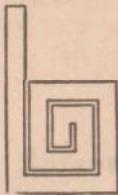
Veröffentlichungen u. a.: *Sozialliteraten. Funktion und Selbstverständnis der Schriftsteller in der DDR*, 1973; (zus. mit E. Schütz und J. Vogt) *Einführung in die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts*, 1977/80; *Kultur und Politik in der DDR*, 1982.

Bildnachweis:

Privatarchiv Bergisch Gladbach (8, 10, 16); Privatarchiv Bonn (1, 4, 13); Deutscher Bundestag (3, 5, 6, 7); Münchener Stadtmuseum (11); VG Bild-Kunst (15, 16).

Textnachweis:

Für die freundliche Überlassung der Nachdruckrechte an dem Text von Günter Kunert danken wir dem Carl Hanser Verlag, München.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn 1.

Redaktion: Paul Lang, Dr. Gerd Renken, Karl-Heinz Resch, Rüdiger Thomas (verantwortlich), Dr. Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62—65, 5500 Trier, Tel. 06 51/460 40, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich einschließlich Mehrwertsteuer; bei dreiwöchiger Kündigungsfrist zum Quartalsende;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Kultur der Trümmerzeit

Einige Entwicklungslinien 1945—1948

Da sagt der Sohn zum Vater: „In einem Brief an die Frankfurter Allgemeine Zeitung hat ein Leser vorgeschlagen, wir sollten den 8. Mai zum Nationalfeiertag machen.“ Der Vater antwortet: „Also den Tag, an dem wir von der Hitlerregierung befreit wurden. Eine vernünftige Idee.“ Der Sohn: „Aber begreifst du denn nicht? Das ist der Tag der bedingungslosen Kapitulation!“ Vater: „Ich begreife sehr gut. Es ist der Tag der bedingungslosen Kapitulation.“ Sohn: „Und unsere eigene Kapitulation sollten wir feiern?“ Vater: „Wir können es auch bleibenlassen. Es macht mich aber nachdenklich.“ Sohn: „Was macht dich nachdenklich?“ Vater: „Daß du das Ende von etwas Schlechtem und den Anfang von etwas Besserem nicht feiern willst.“¹⁾

Ein solcher Dialog über Deutschland von Richard Matthias Müller aus dem Jahre 1965 spricht ein Identitätsproblem an, das sich für das demokratisch-republikanische Selbstverständnis der Bundesrepublik als von größter Bedeutung erweist. Angesichts des Generationenwechsels ist Nachdenklichkeit über den kulturellen Ursprung unseres Staates mehr denn je notwendig. Die unmittelbar Betroffenen und Akteure der Zeit vor und nach 1945 verlassen die gesellschaftliche wie politische Arena. Die heranwachsenden Generationen haben vielfach von der Vergangenheit dieses Staates nur vage Vorstellungen. Erinnerungsarbeit ist, da sie vielfach Trauerarbeit bedeutet, nicht sehr beliebt, aber existentiell notwendig, für den einzelnen wie für die Gesamtheit. „Die Forderung, daß Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung“ (Theodor W. Adorno). Doch ist auch „Stolzarbeit“ angebracht. Der Staat und

die Gesellschaft, die inzwischen geschaffen und in einem freiheitlichen Sinne gestaltet wurden, verdienen Wertschätzung.

Wenn man von den Trümmerjahren als einer Zeit „der schönen Not“ spricht, so hat dies mit Zynismus nichts zu tun; gemeint ist vielmehr das für viele freilich anfangs nur unbewußt erlebte Gefühl geistig-seelischer Befreiung inmitten der Misere des Zusammenbruchs. Nun war die Stunde gekommen, da der deutsche Geist wieder in seiner Fülle und Tiefe aus der äußeren wie inneren Emigration heimkehren konnte und das Getto eines dumpfen völkischen Provinzialismus, verknüpft mit abgründigem Terrorismus, aufgebrochen wurde.

Gerade die Kulturgeschichte der Nachkriegszeit macht deutlich, was das Ende von etwas Schlechtem und der Anfang von etwas Besserem bedeutete: nämlich die Möglichkeit, der totalitären Massenexistenz entfliehen und zu kultureller Selbstachtung zurückfinden, sich als denkendes, fühlendes, kreatives Individuum endlich verwirklichen zu können. Freilich wären der kulturelle „Aufbau“, die kulturelle „Wandlung“ und „Besinnung“ (Schlüsselworte der Epoche) nicht möglich gewesen, wenn die westlichen Alliierten — bei aller Begrenztheit ihrer politischen wie wirtschaftlichen Konzeptionen — nicht von Anfang an die geistige Wiedergeburt Deutschlands angestrebt und entscheidend gefördert hätten. Nachfolgend wird der Versuch gemacht, einige wenige Entwicklungsstränge des geistigen Geschehens zu konturieren. Das hierfür zur Verfügung stehende Quellen- und Belegmaterial kann — angesichts der gebotenen Kürze — nur angedeutet werden²⁾.

I. Das panische Idyll

„Das Dritte Reich bringt sich um; doch die Leiche heißt Deutschland“, notiert Erich Kästner in seinem Tagebuch, Berlin, 27. Februar 1945. Entsetzliche Nachrichten seien aus Dresden gekommen; die Stadt ausradiert.

Dem letzten furchtbaren Höhepunkt des Bombenkrieges waren in der mit Flüchtlingen vollgestopften Stadt Zehntausende von Men-

¹⁾ Richard Matthias Müller, Über Deutschland. 103 Dialoge, Olten und Freiburg i. B. 1965, S. 10.

²⁾ Eine umfassende Übersicht der Gesamtentwicklung gibt Hermann Glaser, Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Band 1: Zwischen Kapitulation und Währungsreform. 1945—1948, München 1985.

schen, wahrscheinlich über 35 000, zum Opfer gefallen.

„Wir haben die ersten Schneeglöckchen gepflückt. Und die heimkehrenden Stare flogen in lärmenden Geschwadern über unsre Köpfe. Frühling und Untergang, am Himmel wie auf Erden. Natur und Geschichte sind geteilter Meinung und streiten sich vor unseren Augen. Wie schön müßte es sein, auch einmal einen Frühling der Geschichte zu erleben. Doch er steht nicht auf unserm Kalender. Die historischen Jahreszeiten dauern Jahrhunderte und unsere Generation lebt und stirbt im November der Neuzeit.“

Dieser Eintrag antizipiert die Stimmung der Maitage 1945³⁾.

Die Waffen schwiegen. Nach dem Selbstmord Hitlers am 30. April 1945 erfolgte die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 7. und 8. Mai in Reims und Berlin-Karlshorst. Ein wunderschöner Mai. Die Stunde Null gab sich als panisches Idyll: Stunde des Atemholens, umstellt von Schrecknissen. (Der Gott Pan schläft in der Mittagsstunde; doch kann „Panik“ jederzeit wieder ausbrechen.) Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen: Neben den Enklaven ländlicher, friedlicher Abgeschiedenheit die Zonen verbrannter Erde. Intakte Kleinstädte, die sich vom Flüchtlingsstrom irritiert sehen; Konzentrationslager, die, nun geöffnet, den Abgrund nationalsozialistischen Verbrechens offenbaren. Großstädte als Schuttberge; die verbliebene Bevölkerung meist in Kellern hausend. Neben den Noch-einmal-Davongekommenen diejenigen, die an der Sintflut sich erfreuen. Buchenwald neben Weimar. Die Vogelscheuche neben dem saturierten Spießier.

„Ein Mann kommt nach Deutschland. Er war lange weg, der Mann. Sehr lange. Vielleicht zu lange. Und er kommt ganz anders wieder, als er wegging. Äußerlich ist er ein naher Verwandter jener Gebilde, die auf den Feldern stehen, um Vögel (und abends manchmal auch die Menschen) zu erschrecken. Innerlich — auch. Er hat tausend Tage draußen in der Kälte gewartet. Und als Eintrittsgeld mußte er mit einer Kniescheibe bezahlen. Und nachdem er nun tausend Nächte draußen in der Kälte gewartet hat, kommt er endlich doch noch nach Hause. Ein Mann kommt nach Deutschland.“⁴⁾

³⁾ Erich Kästner, Notabene 45. Ein Tagebuch, in: Gesammelte Schriften für Erwachsene, Band 6, München-Zürich o. J., S. 83.

⁴⁾ Wolfgang Borchert, Draußen vor der Tür und ausgewählte Erzählungen, Hamburg 1956, S. 8, 23.

Wolfgang Borchert hat in seinem 1946 geschriebenen, zunächst als Hörspiel gesendeten Stück „Draußen vor der Tür“ exemplarisch die Stimmungslage eines Kriegsheimkehrers gestaltet. Der Dichter gehörte selbst zu den Opfern; einen Tag vor der Uraufführung des Dramas in Hamburg starb er, schwerkrank, in Basel, wohin Freunde ihn zur Pflege gebracht hatten.

Unerhörte Menschenopfer hatte der Zweite Weltkrieg gekostet. Die Bilanz der Katastrophe ergab (wobei man auf Schätzungen angewiesen ist): In Europa 19,6 Millionen Soldaten gefallen oder vermißt, darunter 3,7 Millionen Deutsche. 14,7 Millionen Zivilisten getötet (von den 3 640 000 Deutschen waren 540 000 Opfer der Bombenangriffe und etwa zwei Millionen Opfer der Vertreibung). Etwa sechs Millionen Juden vieler Nationalitäten ermordet (umgekommen in den Konzentrationslagern insgesamt neun Millionen Menschen), 9,6 Millionen nach Deutschland zwangsverschleppte Personen versuchten, in ihre Heimat zurückzukehren; zwölf Millionen Deutsche waren als Heimatvertriebene auf der Flucht, sechs bis sieben Millionen deutsche Soldaten befanden sich in Kriegsgefangenschaft. Rund zwei Millionen deutsche Soldaten und Zivilisten waren Kriegsbeschädigte, drei Millionen Menschen obdachlos; 2,25 Millionen Wohnungen total zerstört, 2,5 Millionen Wohnungen beschädigt. Die Schuttmenge, die sich als Folge der Kriegszerstörungen ergab, umfaßte etwa 400 Millionen Kubikmeter⁵⁾.

Trotz einer derart furchtbaren, für das Bewußtsein des einzelnen kaum mehr vorstellbaren „Bilanz“ waren die Überlebenden durch Kultureuphorie geprägt. Der Kriegsheimkehrer Hartmut von Hentig, junger Offizier, auf Anraten seines Vaters in die Armee emigriert, empfindet so wie viele seiner Generation die Stunde Null als die große Befreiung seines Lebens:

„Chaos und Freiheit sind seitdem nie wieder ganz für mich zu trennen und beide nicht von einem überwältigend strahlenden Sommer, in dem man zu Fuß über Land ging wie hundertausend andere, hinter Hecken und in Scheunen schlief, sich ein Stück Brot erbettelte und Fallobst am Wegrand auflas — und kein Mensch etwas von einem wollen konnte. 1945 — die Jahreszahl, die in den Geschichtsbüchern für Elend, letzte sinnlose Zerstörung, nationale Erniedrigung, persönliche Verge-

⁵⁾ Vgl. Dieter Franck, Jahre unseres Lebens. 1945 bis 1949, München-Zürich 1980, S. 32f.

waltung steht oder für die Abstraktion des ‚Endes des Naziregimes‘, des tausendjährigen Reiches — markiert eines der köstlichsten Jahre meines Lebens.“⁶⁾

Die große Stunde, trotz tiefster Demütigung des eigenen Landes, könne in der Rückkehr Deutschlands zur Menschlichkeit bestehen, so wandte sich Thomas Mann aus dem amerikanischen Exil am 10. Mai 1945 an seine deutschen Rundfunkhörer (in einer Sendereihe der BBC, die seit Oktober 1940 den Dichter zu Wort kommen ließ). Diese Stunde sei hart und traurig, weil Deutschland sie nicht aus eigener Kraft herbeiführen konnte. Furchtbarer, schwer zu tilgender Schaden sei dem deutschen Namen zugefügt und die Macht verspielt worden. „Aber Macht ist nicht alles, sie ist nicht einmal die Hauptsache, und nie war deutsche Würde eine bloße Sache der Macht. Deutsch war es einmal und mag es wieder werden, der Macht Achtung, Bewunderung abzugewinnen, durch den menschlichen Beitrag, den freien Geist.“

Hier sprach die Stimme eines hochgemuten Dichters und Denkers, eines ironischen Mythenbewahrers, dem die Schläge, die ihm der nationalsozialistische Ungeist zugefügt hatte, letztlich nichts hatten anhaben können; abgepolstert durch Weltruhm, hielt er unbeirrbar an der Welt der Ideen fest, mochten diese auch immer wieder der Katharsis bedürfen. Diejenigen, deren Leben aufs Elementare reduziert war, die etwa in der Kriegsgefangenschaft dahinvegetierten, machten da eine andere Inventur.

Günter Eich war einer der ersten Dichter der Nachkriegsgeneration, der affirmativer Sprache den Stuck abschlug und mit seiner lyrischen Reduktionstechnik die „Lage“ blank und schmucklos, tapfer und schutzlos beschrieb. Zwischen tradiertem Idealismus und geschichtlicher Entwürdigung tut sich eine schier unüberbrückbare Kluft auf, dem kulturellen Erbe ist der Grund entzogen:

*„Dies ist meine Mütze,
dies ist mein Mantel,
hier mein Rasierzeug
im Beutel aus Leinen.“*

*Konservenbüchse:
Mein Teller, mein Becher,
ich hab in das Weißblech
den Namen geritzt.*

⁶⁾ Hartmut von Hentig, *Aufgeräumte Erfahrung. Texte zur eigenen Person*, München-Wien 1983, S. 39.

*Geritzt hier mit diesem
kostbaren Nagel,
den vor begehrliehen
Augen ich berge...“⁷⁾*

Die schöpferische Kraft war zwar verdorrt, aber nicht erstorben. Die Bleistiftmine wird dem im Gefangenenlager isolierten Dichter zum Instrument der Hoffnung; sie liebt er am meisten. — „Tags schreibt sie mir Verse, die nachts ich erdacht.“

Als die Welt endete, fing sie auch wieder an. Später wurde klar, daß die Stunde Null gar kein wirklicher neuer Anfang gewesen war; aber angesichts des totalen Zusammenbruchs empfand man sie so: Formel der Hoffnung, Synonym der Erwartung. Nach den Zeiten der Unterdrückung des freien Geistes setzte eine Sehnsucht nach den Kulturgütern ein, die durch die materielle Not nicht gedämpft, sondern im Gegenteil zu kompensatorischer Höchstleistung angeregt wurde. Der in den letzten Kriegsjahren kursierende zynische Satz „Laßt uns den Krieg genießen, denn der Frieden wird furchtbar sein“, bewahrheitete sich nicht. Als der Krieg zu Ende ging, als man plötzlich doch überlebt hatte, als man eben ungeheuerlich viel freier wieder seine Meinung sagen durfte, weiterexistieren konnte, erblickte man vielmehr Hoffnungslichter am Horizont:

„In diesem heillosen und heilvollen Jahr 1945 brach nicht etwa alles zusammen für die meisten jüngeren Menschen, die es durchmachten, sondern es brach vielmehr etwas auf!“ (Joachim Kaiser)⁸⁾

Wie Phönix aus der Asche — solche Metaphern waren neben der desillusionierenden Reduktionssprache weiterhin sehr beliebt — entstand ein Kulturbewußtsein, das sich seinen Standort zwischen dem Gestern und Morgen, zwischen Überlieferung und Neuanfang, Provinzialismus und Urbanität erst suchen mußte. Es rührt die Beflissenheit, mit der man daran ging, Kultur nach einer barbarischen Zeit wieder zu etablieren — ein Nachholbedürfnis, das dann zunächst gar nicht viel Neues, wohl aber das Alte, gelöst von Ideologie, neu entdeckte. Auch hier die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen: das Nebeneinander von verwüsteter innerer wie äußerer Welt und enthusiastischem Glauben an die Strahlkraft der Humaniora.

⁷⁾ Günter Eich, *Gesammelte Werke*, Band 1, Frankfurt am Main 1973.

⁸⁾ Joachim Kaiser, *Wieviel gelogen wird. Auch eine Erinnerung an die Stunde Null*, in: *Süddeutsche Zeitung* v. 28./29. 4. 1979.

Sozialpsychologisch ergab sich daraus oft genug ein „Verblendungszusammenhang“: Die Rückkehr des Volkes der Richter und Henker zu dem der Dichter und Denker vollzog sich rasch und reibungslos. Affirmative Kultur fühlte sich durch die Ästhetisierung der Barbarei nicht desavouiert, sondern weiterhin in der Lage, einer zerschlagenen Nation kulturelles Selbstbewußtsein zu ermitteln. Die Melancholie, die Trauerarbeit bewirkt hätte, wurde dadurch gebannt — und das hieß auch: verdrängt. Da eben Kultur, der man nun wieder dienen konnte, eine allgemein verpflichtende, unbedingt zu bejahende, ewig bessere, wertvollere Welt zum Vor-Schein brachte, eine Welt, die jedes Individuum von innen her verwirklichen konnte, war die Tatsächlichkeit des totalen Zusammenbruchs, der verlorenen Ehre, der zerschlagenen Gesittung, der korrumpierten Gesinnung von verhältnismäßig geringer Bedeutung. Im tristen Alltag der Nachkriegszeit erhielt Kultur mit ihren Aktivitäten und Gegenständen wieder ihre hoch über den Alltag emporgesteigerte Würde zurück; ihre Rezeption wurde zu einem Akt der Feierstunde und der Erhebung. Die Not des isolierten Individuums wurde mit dem Appell zur allgemeinen Menschlichkeit beantwortet, das leibliche Elend gemildert durch das Bekenntnis zur Schönheit der Seele⁹⁾.

Die Neurezeption von Goethes „Iphigenie“ war signifikant. Viele Bühnen eröffneten mit diesem Drama ihre erste Spielzeit nach dem Krieg, begriffen das Stück als Kern ihres Trümmerzeit-Spielplans: Die Toten, die Trümmer, das Elend im Nacken — man war beflügelt von einer alles versöhnenden Menschlichkeit. Genau dies aber, daß jeder die Stimme der Wahrheit und Menschlichkeit höre, hatte das Dritte Reich auf eine ungeheuerliche Weise widerlegt. Man wollte diesen Sachverhalt als Kulturwesen jedoch nicht zur Kenntnis nehmen. Die subjektive Ehrlichkeit, mit der man sich nun wieder, recht treuherzig, zur Humanität bekannte, darf dem Kulturleben dieser Zeit nicht abgesprochen werden. Selbst die Emigranten, zumindest in ihrer Überzahl, überwölbten den Kahlschlag, den sie antrafen, mit einem Ideenhimmel von deutscher Geist- und Gemüthaftigkeit.

Als im Dezember 1945 das von Thornton Wilder im Krieg geschriebene Schauspiel „Wir sind noch einmal davongekommen“ bekannt

⁹⁾ Vgl. hierzu Herbert Marcuse, Über den affirmativen Charakter der Kultur, in: Kultur und Gesellschaft I, Frankfurt am Main 1965, S. 63 ff.

wurde, empfand man es als ein seltsames, schwer zu verstehendes Stück. Das hatte seinen Grund darin, daß das ironische, zwischen Pessimismus und Optimismus schwankende Parlando, mit dem das Thema „Weltuntergang“ abgehandelt wurde, dem deutschen idealistischen Ernst nicht leicht einging. Die Grundphilosophie des Stückes, daß die Erde immer wieder von den gleichen Katastrophen heimgesucht werde, das Böse wie das Gute Elemente des Lebens seien und dessen Sinn lediglich im Lebendigsein bestünde, entsprach nicht den Vorstellungen von einer moralischen Wende. Es irritierte, daß Sabina (Lilith) den Mister Antrobus, den ewigen Adam, trotz aller Katastrophen nicht ermutigt: „Woher wissen wir, daß es nachher besser sein wird? Eines Tages wird die Erde sowieso erkalten, und bis dahin werden alle diese Dinge immer wieder geschehen: noch mehr Kriege, und noch mehr Mauern aus Eis, und Sintfluten und Erdbeben.“ Aufhören solle sie, meint da Antrobus; nicht rasonieren, sondern arbeiten. Gut, sagt darauf Sabina, „ich werde weitermachen, aus purer Gewohnheit, aber ich halte nichts mehr davon.“¹⁰⁾

Vom Weitermachen und Neumachen hielt das kulturelle Bewußtsein der Trümmerjahre jedoch sehr viel. Die Sintflut war zwar herstellbar; nun sollte jedoch der Neubeginn — nicht aus Gewohnheit, sondern aus innerem Impetus heraus — gewagt werden.

Für den Aufbau des geistigen und politischen Lebens hatten die westlichen Alliierten vorgesorgt. So gab es zum Beispiel bei den anglo-amerikanischen Besatzungsverwaltungen eine „weiße Liste“, eine Personenkartei mit Namen von über 1 500 Deutschen, die als neue gesellschaftliche Elite eingesetzt werden sollten¹¹⁾. Beraten von meist hervorragend informierten Emigranten, die häufig selbst führende Funktionen in der Armee innehatten, wurde der Umbruch des kulturellen Lebens in Deutschland eingeleitet. Man setzte auf die Kompetenz und auf das demokratische Engagement von Einzelpersonen. Freilich blieb dieser kühne, der Kraft eines neuen republikanischen Individualismus wie Idealismus mutig vertrauende Versuch bald in der bürokratisch gehandhabten Entnazifizierung stecken. Die Hoffnung auf morali-

¹⁰⁾ Thornton Wilder, Wir sind noch einmal davongekommen, Frankfurt am Main—Hamburg 1960, S. 91.

¹¹⁾ Vgl. Henric L. Wuermeling, Die weiße Liste: Umbruch der politischen Kultur in Deutschland 1945, Berlin 1981.

schen Wandel wurde allzuoft zum Aktenvorgang. Zudem glaubte man, ohne die aus dem NS-Staat überkommenen Funktionseleiten nicht auskommen zu können; so legte man die Grundlage für einen Beamtenstaat, der freilich anfänglich — erfreulicherweise — allein schon wegen seiner vielen Kleindräume und dezentralisierten Wirkungskreise kulturellen Eigen-Sinn und kreative Spontaneität wenig behinderte.

Der neuen äußeren und inneren Ordnung wie der Schaffung einer den menschlichen Grundwerten verpflichteten Demokratie (zu der sich in beispielloser Heuchelei auch die stalinistische Sowjetunion bekannte) sollten vor allem jene zum Durchbruch verhelfen, die zu ihren neuen Wirkungsstätten von den Alliierten (meist im Jeep) „befördert“ und in ihrem Bemühen von diesen auch entscheidend gefördert wurden. Vorwiegend kamen dafür drei Gruppen in Frage

— Persönlichkeiten, die in innerer Emigration, unter Wahrung ihrer persönlichen Integrität, gelebt und der geistigen Verführung wie Korruption durch den Nationalsozialismus widerstanden hatten; nicht einfach war dabei häufig die Trennungslinie zu denjeni-

gen zu ziehen, die eine Art Doppelleben geführt hatten: die gewisse Zugeständnisse an den Ungeist gemacht, aber bei wesentlichen Fragen zum Nationalsozialismus auf Distanz gegangen waren. Dieser Gruppe kann man auch einen großen Kreis junger Menschen zurechnen, die, aus Krieg und Gefangenschaft nun zurückgekehrt, ihren durch Hitlerjugend und Militär eingehämmerten Fanatismus rasch ablegten und (aufgrund ihrer Jugend von den alliierten Entnazifizierungsbestimmungen kaum belangt) innerhalb der demokratischen Gesellschaft sich zu engagieren bereit waren.

— Persönlichkeiten, die im Dritten Reich verfolgt gewesen und meist erst durch die Alliierten aus den Gefängnissen und Konzentrationslagern befreit worden waren.

— Schließlich Persönlichkeiten, die aus der Emigration zurückkehrten; sie waren geprägt einerseits von den bitteren Erfahrungen der Ausweisung, der Flucht und des Exils, andererseits voller Sehnsucht nach einem neuen Deutschland, in das sie ihre idealtypischen Vorstellungen von Demokratie hineinprojizierten.

II. Vom finstersten und innersten Deutschland

Als Neutraler, um eine unvoreingenommene Bestandsaufnahme bemüht, reiste der Architekt und Schriftsteller Max Frisch durch das von den Schrecken des eben zu Ende gegangenen Krieges geschlagene Europa¹²⁾. Im Mai 1946 kommt er über München nach Frankfurt. Im Anblick des zerstörten Goethehauses stellt er fest:

„Es ist alles, wie man es von Bildern kennt; aber es ist, und manchmal ist man erstaunt, daß es ein weiteres Erwachen nicht gibt; es bleibt dabei: das Gras, das in den Häusern wächst, der Löwenzahn in den Kirchen, und plötzlich kann man sich vorstellen, wie es weiterwächst, wie sich ein Urwald über unsere Städte zieht, langsam, unaufhaltsam, ein menschenloses Gedeihen, ein Schweigen aus Disteln und Moos, eine geschichtslose Erde, dazu das Zwitschern der Vögel, Frühling, Sommer und Herbst, Atem der Jahre, die niemand mehr zählt.“

Reisen im finstersten Deutschland: sie führen von zerstörter Stadt zu zerstörter Stadt. Dazwischen aber, unterwegs, „schönes deutsches Land“ im Glanz des panischen Idylls:

Nichts als ein Wogen von fruchtbarer Weite, Hügel und weiße Wolken darüber, Kirchen, Bäume, Dörfer, die Umrisse nahender Gebirge; dann und wann ein Flugplatz; ein Glitzern von silbernen Bombern, die in langen Reihen stehen, einmal ein zerschossener Tank, der schräg im Graben liegt und mit seiner Kanone in den Himmel zeigt, einmal ein verbogener Propeller in der Wiese —.“

Solche Topographie größtstädtischer Trümmertristesse und heiteren ländlichen Abseits lokalisierte vielerlei Widersprüchlichkeiten. Die Last des ideologischen Schutts hatte geistige Regsamkeit nicht erdrückt; das neue Leben, das inmitten der Ruinen blühte, war durch kulturelle Hoffnung bestimmt. Man setzte auf Wandlung, Sammlung, Besinnung; zugleich kapselte man sich ab, verdrängte Schuldgefühle und flüchtete in Illusionen und

¹²⁾ Max Frisch, Tagebuch 1946—1949, München—Zürich 1965, S. 30f., 35, 37.

Sehnsüchte. Trotz Trümmer, Elend und Hunger belebte das Gefühl, nun befreit zu sein, das geistige Deutschland auf immense Weise. Soviel Anfang war nie! Die Stunde Null ging in die Stunde Eins über. Im Kahlschlag wurde wieder aufgeforschet. Er habe, notiert Max Frisch im Nachtrag zu seiner Deutschlandreise, oft die Empfindung, daß die einzige Zukunft, die möglich sei, bei den Verzweifelten läge. Wie weit würde der Selbstekel, den anzuhören ebenso erschütternd wie peinlich sei, fruchtbar werden? Sich als ein Vorbote wirklicher Erkenntnis, den die Verzweifelten an sich schon hätten, erweisen? Frisch konstatierte aber auch, daß das Elend jede Veränderung mehr und mehr verhindere. Die eigene tödliche Not verenge das Bewußtsein auf einen Punkt.

Die geistige Lage im gegenwärtigen Deutschland, meinte der Pädagoge Herman Nohl, sei vor allem bei den jungen Menschen dadurch bestimmt, daß sie ein ganz sicheres Gefühl für „einfache Sittlichkeit“ zeigten. Die elementare Tugend der Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Treue gehe einher mit der tiefen Verehrung des Geistigen und der Schönheit sowie einer dogmenlosen Frömmigkeit, die das Ewige suche¹³. Im finstersten Deutschland kreuzte sich die Vertikale gefühlvoller Nachdenklichkeit mit der Horizontalen eines aufbrechenden Lebenswillens. War die Wandlung wirkliche Verwandlung, oder Autosuggestion? Konnte Deutschland aus der Asche (aus sehr viel Asche!) als ein geistiges Deutschland neu erstehen? Man war lange genug Kämpfer gewesen, nun wollte man Beter sein. Enttäuscht von einer Welt, an deren Verderben man allzu willig mitgewirkt hatte, erhoffte man sich Seligkeit (Aufhebung der moralischen Skrupel) durch Rückzug in die Enklaven der Innerlichkeit. Solcher Eskapismus ist gerade auch bei jenen vorhanden, die — und dann viel überzeugender — aus einem Schuldgefühl heraus im finstersten Deutschland aufs innere Licht hin transzendierten. Inmitten abendländischer Dunkelheit, nach dem Scheitern des „experimentum medietatis“ (des Versuchs, sich an die Stelle Gottes in den Mittelpunkt der Welt zu rücken), machte man sich auf zur „Morgenlandfahrt“. Der ungeheuer große Erfolg von Hermann Hesses „Glasperlenspiel“, das im Dezember 1946 dem deutschen Publikum durch den von Peter Suhrkamp geleiteten ehemaligen (von den

Nationalsozialisten konfiszierten) S. Fischer-Verlag zugänglich gemacht wurde, ist in einer solchen Befindlichkeit zu sehen¹⁴.

Zudem stilisierte man das Dritte Reich, das Ernst Niekisch — ein überlebender Vertreter des nationalbolschewistischen Widerstandes — mit Recht „ein Reich der niederen Dämonen“ genannt hatte, in eine „höhere Dämonie“ hinauf; so erhielt das Weltgeschehen eine apokalyptische Dimension. „Hitler in uns“ (Titel einer 1945 erschienenen philosophischen Abrechnung mit dem Nationalsozialismus von dem Schweizer Max Picard) erschien ein so „bewältigbarer“, je weniger er von der Banalität des Bösen geprägt war.

Nach Altersweisheit ging das Streben der jungen Menschen, wobei die durch Hunger und Krankheit ausgemergelten Gesichter eine ätherische Seelenhaftigkeit bekundeten — freilich im Widerspruch zur Schlauheit stehend, mit der man sich in der Not einrichtete.

*„Auf dem Rest einer Bank
neben dem Rest eines Rummels
sitzt der Rest einer Generation,
raucht den Rest eines Stummels
und den Rest unseres Gefühls,
den beresten wir zu zweit!
Ohne Hoffnung auf den Rest unsrer Zeit.“*

So lautete die letzte Strophe des Lieds „Das deutsche Liebespaar“ aus der „Revue der Stunde Null“ „Schwarzer Jahrmarkt“, die Günter Neumann 1945 in Berlin herausbrachte¹⁵. Das war jedoch kabarettistische Übertreibung: die „Restgeneration“ hatte sich nämlich längst im Überbau einer neuen Sinnhaftigkeit eingerichtet. Im finstersten Deutschland gab es genug trostreiche Örtlichkeiten, da man, wie in Hesses „Kastalien“, von der alten, düsteren, bösen, verlogenen Zeit Abschied nehmen und im heiteren Durchschreiten geistiger Räume gesunden konnte.

Die kleinen Universitätsstädte wie etwa Tübingen, Erlangen, Göttingen, Marburg oder Heidelberg waren real-topographische Pendants dazu: Örtlichkeiten fürs geistig-seelische, aber auch physische „Atemholen“. Über Tübingen schrieb im April 1946 Thaddäus Troll (er war 1938 eingezogen und 1945 aus kurzer englischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden) eine Reportage, welche diese

¹³) Herman Nohl, Die geistige Lage im gegenwärtigen Deutschland, in: Die Sammlung, November 1947, S. 604.

¹⁴) Vgl. Siegfried Unseld, Begegnungen mit Hermann Hesse, Frankfurt am Main 1975.

¹⁵) Programmheft zur Neuinszenierung des „Schwarzen Jahrmarkt“, Nürnberg 1975.

Ambivalenz studentischen Rückzugs einfiel: „Die Franzosen hatten den Süden Württembergs besetzt und sahen milde auf die Stechspuren als Nachlaß gewisser Abzeichen auf dem Rockaufschlag. Sie hingen den Brotkorb höher als die Amerikaner, waren aber in der Entnazifizierung großzügiger. Es roch in den Straßen von Tübingen nach schlechtem Tabak, nach Chanel Nr. 5 und nach markenfreiem Weißkohl. Die Studenten waren dank-

bar, daß sie dem Krieg und dem politischen Terrorismus entronnen waren, sie waren fleißig und sahen eher wie pünktliche Buchhalter aus, die sich das Wohlwollen des Chefs verdienen wollten... Über ihnen hing das Damoklesschwert der Vermögensabwertung. Ich nannte sie damals in meiner Reportage „Skeptiker, die zu den Krücken des Glaubens greifen, um sich in den Trümmern unserer geistigen Welt bewegen zu können.“¹⁶⁾

III. Schuld und Sühne

Zu den ersten Büchern, die nach Kriegsende publiziert wurden, gehörte die Schrift „Das Unzerstörbare“ von Reinhold Schneider. Die Jugend, hieß es da, betrete nun ein Trümmerfeld, auf dem sie ihr Leben bauen solle. Schmerz und Scham müßten sie bewegen, vielleicht auch der Groll auf die Väter, die ihr die verwüstete Welt vererbt, sie ihr bereitet hätten. Man könne aus der Geschichte nicht aussteigen; die Schuld müsse übernommen, die Sühne geleistet werden. Ein wirklich erschüttertes Gewissen wecke Gewissen auf. „Das redliche Geständnis der Schuld und der Mitschuld, der feste Wille zu sühnen, zu reinigen bleiben gewiß nicht allein, solange noch Menschen guten Willens auf Erden sind... Nur wer sich bekehrt, hilft mit zur Bekehrung der Welt. Vom Gewandelten gehen wandelnde Kräfte aus. Und daß die Welt, über die ein Gericht ohne Beispiel gekommen ist, sich wandeln muß, und zwar aus dem Innersten, steht wohl nicht mehr in Frage.“¹⁷⁾

Ob aus religiösem oder allgemein humanitärem Engagement heraus — viele der hervorragenden Dichter, Denker und Publizisten drängten sofort nach Kriegsende auf eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Konnte man dabei von einer deutschen Kollektivschuld sprechen? Hatten die Nationalsozialisten den deutschen Geist „nur“ verführt? Hatten sie mit der Fassade bürgerlicher Wohlanständigkeit ihre ruchlosen Ziele kaschiert, oder hatte es sich um eine Komplizenschaft von Verbrechern und Bürgertum gehandelt? War der Nationalsozialismus im deutschen Wesen und in deutscher Kultur angelegt oder lediglich ein Betriebsunfall deutscher Geschichte?

Als einer der ersten forderte Karl Jaspers, im Dritten Reich verfeimt (1937 aus seinem Lehramt entlassen), nun wieder als Professor für Philosophie in Heidelberg wirkend, einen radikalen, bis zu den Wurzeln des Selbstverständnisses reichenden Wandel des deutschen Bewußtseins¹⁸⁾. Die Umerziehung müsse dabei folgendes beachten:

1. Rückhaltlose Auffassung der Tatsachen der letzten zwölf Jahre und unserer gegenwärtigen Lage. Es sei eine harte Aufgabe, der Wahrheit ins Angesicht zu blicken; wir müßten aber die Zusammenhänge der nationalsozialistischen Taten erkennen und daß diese durch die geistige Bereitschaft in allen Kreisen der Bevölkerung möglich geworden seien.

2. Wir müßten lernen, miteinander zu reden. Das dogmatische Behaupten, das Anbrüllen, das trotziges Empörtsein, die Ehre, die bei jeder Gelegenheit gekränkt die Unterhaltung abbricht — all das dürfe es nicht mehr geben.

3. In geschichtlicher Selbstbesinnung sei es ein Gebot der Stunde, sich den Grund des Jahrtausends, aus dem wir lebten, zu vergegenwärtigen. Das neue geschichtliche Bild könne nur aus gründlicher Forschung erwachsen. Hitler-Deutschland sei nicht das wahre Deutschland gewesen; aber Deutschland habe dieses Regime hervorgebracht und es geduldet, zu großen Teilen aktiv, oder durch Furcht erzwungen, mitgemacht.

Bereits vor dem totalen Zusammenbruch hatte Alfred Weber ein Buch geschrieben, das dann 1946 herauskam und mit seiner Fragestellung tief erregte: „Abschied von der bisherigen Geschichte“¹⁹⁾. Er wollte freilich nicht

¹⁶⁾ Zit. nach Peter Roos, *Genius loci. Gespräch über Literatur und Tübingen*, Pfullingen 1978, S. 60.

¹⁷⁾ Reinhold Schneider, *Das Unzerstörbare*, Freiburg i. B. 1945, S. 3 ff.

¹⁸⁾ Karl Jaspers, Antwort an Sigrid Undset, in: *Neue Zeitung* v. 4. 11. 1945.

¹⁹⁾ Alfred Weber, *Abschied von der bisherigen Geschichte. Überwindung des Nihilismus?*, Hamburg 1946.

nur apokalyptische Abendland-Untergangsstimmung beschwören, sondern vor allem auch, metaphernreich, Wege zur Überwindung des Nihilismus aufweisen. Nie wäre es, so sein Gedankengang, zu diesem Nullpunkt gekommen, hätte nicht seit 1880 jene Absage an den Geist des Abendlandes beherrschenden Einfluß gewonnen, die der späte Popular-Nietzsche verkörperte, jenes in Wahrheit Antigeistige, das sich neben der vornehmen Libertinage des Geistigen und jener brutalen Libertinage der Macht in den immer höhere Wellen schlagenden Naturalismen, in Imperialismen und Nationalismen austobte. Der mit Blut und Gemeinheit in die Geschichte eingegangene Rassegedanke mit seinem Vererbungseinmaleins sei das demagogisch breitgewalzte, ödeste und flachste Massiv, die vom Abendland nach allen Absagen an Tiefe erstiegene Höhe, auf der in Wahrheit nur noch Fratzen tanzten, wo ehemals freilich undurchsichtiges, aber unberechenbar reiches geistiges Wachstum war — ein Kehraus, weiter nichts. Da in Deutschland der unbeugsame Wille zum eigenen Urteil und die Festigkeit auch gegenüber eigenen Nachteilen danach zu handeln, fehlte, versiegten die Freiheitsregungen, und es entstand der Untertan, das lammfromme Ordnungstier von heute. Die bisherigen Erzieher und die bisherige Lebensauslese hätten weitgehend versagt.

Indem man, so Friedrich Meinecke in seinen Betrachtungen und Erinnerungen „Die deutsche Katastrophe“ (1946), die bisherige deutsche Geschichte Grau in Grau male, ihre Irrwege, Holzwege, Sackgassen aufzeige, ergebe sich die Möglichkeit, ein „neues, zwar gebeugtes, aber seelisch reineres Dasein zu beginnen und den Entschluß zu stärken, für die Rettung des uns verbliebenen Restes deutscher Volks- und Kultursubstanz, den uns verbliebenen Rest der eigenen Kraft einzusetzen“²⁰⁾.

Was die Alliierten „von oben“ mit Hilfe rigider Maßnahmen, vor allem mit Hilfe des die Entnazifizierung bestimmenden „Fragebogens“ versuchten, nämlich die Umerziehung (Reeducation) der Deutschen, war im besonderen Maße auch inneres Anliegen der deutschen Pädagogik und Publizistik. Zwar war die Zahl der Lehrkräfte, die das Dritte Reich „unbelastet“ (in Distanz zum Nationalsozialismus) durchstanden hatten, gering; sie, die nun ein besonders starkes demokratisches Engagement zeigten, kamen aber bald in führende

Stellungen, etwa als Leiter von Schulen oder als Spitzenbeamte bei kommunalen Schulbehörden und bei Kultusministerien. Mit einer Mischung aus idealistischem Pathos, das die Abgründe des Nationalsozialismus zu überwölben trachtete, und burschikoser Pädagogik, deren Tugendsystem nach konservativem Muster ausgestanzt blieb, ging man an die „Reinigung vom nationalsozialistischen Ungeist“. Hingen die allgemeinen öffentlichen Einrichtungen und das private Dasein in gefährvoller Schwebelage, steckten sie in jämmerlicher Verelendung, dann suchten die Menschen Halt im Überlieferten — „wonach denn sonst könnten sie greifen?“ meinte Gerhard Storz (ein „Mann der ersten Stunde“, dann von 1958 bis 1964 Kultusminister von Baden-Württemberg²¹⁾).

Jenseits der schulischen Pragmatik und der politischen Auseinandersetzung um die Strukturen des Schulwesens — Demokratisierung durch Amerikanisierung in der US-Besatzungszone, weitgehende Zurückhaltung und frühzeitige Einschaltung deutscher Behörden in der englischen und französischen Zone — vollzog sich im Bildungsbereich eine in hochgemutem Sprachmuster gehaltene Wertediskussion²²⁾. Der weit über den Kreis der Pädagogen hinaus beachteten Zeitschrift „Die Sammlung“ gab Herman Nohl im Oktober 1945 als Leitspruch mit auf den Weg: „Unser Kompaß ist die einfache Sittlichkeit, ein standhafter Glaube an die Ewigkeit der geistigen Welt.“ Adolf Grimme, sozialdemokratisch-preußischer Erziehungsminister der Weimarer Zeit, legte den Hamburger Lehrern den „Sinn der Erziehung“ von der idealistischen Geist-Materie-Polarität her dar, ohne auf die gesellschaftspolitische Strukturproblematik von Schulen einzugehen (deren Aspekte ihm jedoch, der aus dem Kreis der entschiedenen Schulreformer kam und 1946/47 niedersächsischer Kultusminister war, keineswegs fremd waren). „Es gab aber für ihn wie für viele andere eine klare Priorität“.

²¹⁾ Gerhard Storz, Zwischen Amt und Neigung, Lebensbericht aus der Zeit nach 1945, Stuttgart 1976, S. 34.

²²⁾ Hierzu und für das Folgende: Jutta B. Lange-Quassowski, Demokratisierung der Deutschen durch Umerziehung? Die Interdependenz von deutscher und amerikanischer Politik in der Vorgeschiede der Bundesrepublik Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29/78; ferner Manfred Heinemann (Hrsg.), Umerziehung und Wiederaufbau. Die Bildungspolitik der Besatzungsmächte in Deutschland und Österreich, Stuttgart 1981; Karl Dietrich Erdmann, Überblick über die Entwicklung der Schule in Deutschland 1945—1949, in: Neue Sammlung, (1976) 3, S. 215 ff.

²⁰⁾ Friedrich Meinecke, Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen, Wiesbaden 1946, S. 7 f.

tät; die innere hatte den Vorrang vor der äußeren Schulreform."

Die Bildungspläne, die nach dem Zusammenbruch für die höhere Schule entwickelt wurden (zum Beispiel der „Nordwestdeutsche Plan“, der „Marienauer Plan“, der „Fendt-Plan“), sind im wesentlichen Ausdruck eines idealistischen Höhenflugs, der die Realitäten wie Realien von Erziehung weitgehend aus den Augen verliert²³). Gemeinsam ist fast allen Reformplänen, daß sie drei Grundwerte an die Spitze stellen: Humanismus, Christentum, Demokratie. Diese werden allerdings mehr interpretiert als ergänzt durch die anderen erkenntnisleitenden Begriffe: Antike, Kultur, Abendland; Religiosität, Sittlichkeit, ewige Werte; Freiheit, soziales Denken, Selbständigkeit. Wissenschaftlich-mathematisches Denken und Berufstüchtigkeit werden nur zurückhaltend hinzugefügt oder eingeordnet. Gemeinsam ist den Plänen aber auch, daß das Gymnasium wieder eine Schule der Hochleistung werden sollte; man verlangte strenge Auslese in Hinblick auf Studierfähigkeit und Hochschulreife. Ein leichter Weg zur wissenschaftlichen Berufung wurde als soziales Verbrechen und als politischer Sabotageakt gegen die demokratische Gesellschaftsform empfunden.

„Tiefgreifendes Werte-Bewußtsein“ auch beim Aufbau der Universitäten. Am 6. November 1945 wurde als eine der ersten die Hamburger Universität wieder der Jugend übergeben. Senator Landahl rief in seiner Rede dazu auf, „zum Besten des schwer geprüften Volkes“, „zum Ruhme der ewig jungen Hansestadt Hamburg“ den deutschen Anteil an der abendländischen Kultur „zur Ehre des unsterblichen deutschen Geistes“ wieder mehr zur Geltung zu bringen:

„In dieser Stunde der feierlichen Wiedereröffnung der Universität Hamburg, die nicht mehr und nicht weniger als eine Wiedergeburt aus neuem Geiste sein mußte und sein wird, gilt unser erster Gedanke den Studenten aller Universitäten und Hochschulen der alten und der neuen Welt, die in dem sechsjährigen Völkerringen auf den Schlachtfeldern und Meeren der ganzen Erde kämpfend den Tod gefunden haben. Ihr Leben war noch im ersten Anstieg, überstrahlt vom Glanze des Idealismus, der jeden echten Jüngling beeseelt. Früh hat sich ihr Leben vollendet, Tränen der Mütter, der jungen Frauen, der

Bräute sind um sie geflossen, und werden noch lange um sie fließen... Wir Deutsche wollen der bitteren Wahrheit mutig ins Auge sehen und uns keinen billigen Selbsttäuschungen hingeben. Nur so werden wir Haltung und Würde angesichts des Zusammenbruches finden und bewahren. In zwei gewaltigen Kriegen militärisch besiegt durch die Schuld einer dilettantischen und verantwortungslosen politischen Führung, stehen wir heute nicht nur inmitten der Trümmer unserer Städte, sondern auch unseres Reiches — und unseres Geistes.“²⁴)

Die Universität begriff sich, ungeachtet ihrer tiefen Verstrickungen in den Nationalsozialismus, als „abgehobener Ort“. Man kultivierte einen trutzigen Dennoch-Ton: Der deutsche Geist sei zwar mißbraucht und entehrt worden; er habe aber überlebt. Der Kahlschlag sei sehr groß gewesen; dennoch würden die Universitäten als Pflanzstätten des Geistes kulturelle Aufforstung wieder ermöglichen. Die Kriegsheimkehrer, die nun vorwiegend die Universitäten bevölkerten, zogen sich gerne aus den Weiten der eroberten Länder in die Gefilde geistiger Provinz zurück. Sie hatten die Nase voll von der großen Zeit, deren Pathos jedoch, ins Demokratische gewendet, ihnen weiterhin willkommen war; nicht zuletzt half es darüber hinweg, daß die Wirklichkeit der „neuen Universitäten“ anders aussah, als es die Metaphern der Festredner suggerierten. (Es war schwer, einen Studienplatz zu finden; es gab kaum Bücher; nur wenige Professoren standen zur Verfügung; Unterkunft und Ernährung waren kläglich.)

Im kollektiven Unterbewußtsein der studentischen Jugend, die sich äußerlich ganz angepaßt gab, wogten freilich die Turbulenzen, die der Zusammenbruch des Dritten Reiches bewirkt hatte, weiter. Der Überdruck fand jedoch selten ein Ventil. Als in Marburg im September 1946 die erste große internationale Begegnung auf deutschem Boden seit Beendigung des Zweiten Weltkrieges stattfand (im Rahmen eines Ferienkurses, zu dem 20 Hochschullehrer von amerikanischen, britischen, französischen und schweizerischen Universitäten gekommen waren), notierte ein Beobachter der Diskussion zum Psychogramm der deutschen Studenten: „Die Hilflosigkeit, mit der die Mehrzahl ihre Ansicht in Worte zu bringen versucht, die Sprunghaftigkeit, mit der man von Thema zu Thema jagt, die Heftigkeit, ja manchmal unkontrollierte Leidenschaft, die aufflammt, sobald sich eine uner-

²³) Für das Folgende: Ludwig Kerstiens, Die höhere Schule in den Reformplänen der Nachkriegszeit, in: Zeitschrift für Pädagogik, (1965) 6, S. 538 ff.

²⁴) In: Die Sammlung, (1946) 4, S. 197 ff.

wartete Antwort meldet, der häufige Gebrauch von Schlagworten, der Drang zur Bevormundung des anderen, die erschreckende Unkenntnis, diese übersteigerte, gerade nervöse, nationale Empfindlichkeit. Das alles fällt auf. Ihr Denken ist nicht beweglich, auch nicht konsequent. Es ist überstürzt, innerlich gehetzt oder starr. Das Gefühl der fertigen Meinung, das einem allenthalben begegnet, ist wohl eine Folge der unbedenklich gehandhabten Handlungsfreiheit im Kriege.“²⁵⁾

Der Schweizer Theologe Karl Barth, ein entschiedener Verfechter der Bekennenden Kirche im Dritten Reich (von den Nationalsozialisten von seinem deutschen Lehrstuhl vertrieben), verfaßte Ende 1947 eine umfangreiche Analyse zur Situation des deutschen Studenten. Wer morgen die Universität verlasse und in die Verantwortlichkeiten einer führenden Stellung im deutschen Leben übergehe, werde sich inmitten eines materiell verarmten und geistig verwirrten Volkes befinden — selber in den allermeisten Fällen ein Verarmter. Aber er dürfe an der geistigen Verwirrung seines Volkes möglichst wenig Anteil haben, müsse ihr möglichst überlegen gegenüberstehen. Von ihm werde, indem er äußerlich mitleide, was in Deutschland äußerlich noch für Jahre und Jahrzehnte zu leiden sein werde, verlangt sein, daß er zu unterscheiden und zu beurteilen wisse, was geistig, moralisch, gesellschaftlich, politisch gesunde und kranke Gedanken und Tendenzen seien:

„Er wird von einer nüchternen, ebenso positiven wie kritischen, von bestimmten alten Mythen befreiten und hoffentlich von neuen Mythen tunlichst unbelasteten Anschauung der deutschen Geschichte aus denken müssen, um der deutschen Gegenwart, die auf alle Fälle im Zeichen eines Neuanfangs sondergleichen stehen wird, gerecht zu werden. Er wird es nötig haben, von den großen Traditionen dieser Geschichte in einer Anteilnahme, Tiefe und Freudigkeit zu leben, wie es die früheren, vermeintlich glücklicheren Generationen noch gar nicht gekannt, geschweige denn getan haben. Er wird es aber nötig haben, von bestimmten kleinen und abwegs führenden Traditionen, in denen besonders die letzten deutschen Generationen gelebt haben, mit ruhiger Überzeugung und eiserner Konsequenz Abstand zu halten.“²⁶⁾

²⁵⁾ Hans J. von Goerzke, Internationale Diskussion in Marburg. Ausländische Professoren vor deutschen Studenten, in: Neue Zeitung v. 13. 9. 1946.

²⁶⁾ Karl Barth, Der deutsche Student, in: Neue Zeitung v. 8. 12. 1947.

Als Karl Jaspers im Frühjahr 1947 bei einer Konferenz der Universitätsrektoren der US-Zone in Anwesenheit britischer Gäste die Verantwortlichkeit der Universitäten beschrieb, bewegte er sich weitgehend im Bereich von Fiktionen. Er beschrieb idealtypisch, was die deutsche Universität in der Nachkriegszeit weder einlösen konnte noch wollte. Den Geist der Universität, ihre Idee aus den Funken in der Asche wieder zur Flamme zu bringen, darin bestehe die Aufgabe; sie könne nur gelingen durch die Gemeinschaftsarbeit forschend produktiver geistiger Menschen, die in ihrer Gesamtheit ein geistiges Fluidum ausstrahlten. Diese Wiederherstellung sei untrennbar von einer Revolution der Denkungsart, die aus der Katastrophe entspringe:

„Wir können nicht leben, als ob nichts geschehen sei, ... als ob wir bloß wiederherstellten, was war. In einer neuen Welt haben wir uns selbst zu finden und dadurch unseren bescheidenen Beitrag zu leisten auf dem Weg zur Weltordnung. Es steht noch nicht fest, was wir sind und was wir sein werden. Es bleibt im Sittlichen und Geistigen entscheidend Sache unserer Freiheit. Die Universität soll die geistige Springfeder der kommenden Demokratie, als Ethos von Lebensart sein, nicht durch politische Aktivität, sondern durch Vorbereitung. Entweder wird sie sich selbst und die Jugend erziehen in der vollen Freiheit der in radikaler Diskussion hervorgehenden Wahrheit; und dann wird bis zum Ton der Sprache hin die Wahrheit ihr Wesen zeigen, die Menschen miteinander zu verbinden. Oder die Universität verschwindet in der Nivellierung einer bloßen Schule mit nur endlichen Zwecken des Nutzens, ohne Kraft der Menschenformung.“²⁷⁾

Genau das letztere aber fand statt. Weder legitimierte sich die Universität als „Volksuniversität“, wie Karl Jaspers es forderte (Auslese der Besten aus der Bevölkerung), noch gelang es ihr, aus dem Geist sozialer und politischer Verantwortung zu wirken. Sie verschwand in der Nivellierung einer bloßen Schule mit nur endlichen Zwecken des Nutzens, ohne Kraft der Menschenformung.

Hätte man im Sinne von Karl Jaspers, der sich kurz darauf, wenn auch mit vorwiegend privater Begründung, aus dem deutschen Universitätsleben in die Schweiz zurückzog, die Verantwortlichkeit der Universitäten ernst

²⁷⁾ Karl Jaspers, Die Verantwortlichkeit der Universitäten, in: Neue Zeitung v. 16. 5. 1947.

genommen, so hätte der Materialismus der fünfziger Jahre wohl nicht in diesem Maße grassieren und den geistigen Aufbruch der Trümmerzeit paralisieren können; so wäre auch der spätere Aufstand gegen die Universitäten (mit dem tausendjährigen Muff unter den Talaren) nicht nötig gewesen.

Den eindrucksvollsten Geschichtsunterricht zu dieser Zeit gab — zwischen Einfühlung und Verurteilung, Anklage und Rechtfertigung, Schuld und Exkulperung balancierend — Carl Zuckmayer mit seinem Drama „Des Teufels General“, das nach seiner europäischen Uraufführung in Zürich²⁸ im Dezember 1946 nach kurzer Verzögerung (denn die Alliierten gaben das Stück nicht sofort frei) seinen Siegeszug über fast alle deutschen Bühnen und Notbühnen antrat. Der Dichter, der aus seinem amerikanischen Exil 1945 als Zivilbeauftragter der amerikanischen Regierung für Kulturfragen nach Deutschland zurückgekommen war, wollte mit diesem Stück am Beispiel des sympathischen Fliegergenerals Harras aufzeigen, wie ein Spezialist, einer, der einen Narren an der Fliegerei gefressen hat, den Nationalsozialisten verfällt, obwohl er die Partei eigentlich ablehnt. Dem Stoff zugrunde lag das Schicksal von Ernst Udet, Generalflugzeugmeister der deutschen Armee, der 1941 beim Ausprobieren einer neuen Waffe — wahrscheinlich durch nationalsozialistische Machenschaften — tödlich verunglückt war.

Neben dem großen Zeitstück stand der große Zeitroman. 1947 erschien Thomas Manns „Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn erzählt von einem Freunde“. Das Interesse an diesem Buch war deshalb so groß, weil in diesem Werk eine metaphysische Deutung des Phänomens des Nationalsozialismus vorgenommen wurde — was indirekt diejenigen, die Hitler verfallen gewesen waren, als eine gewisse Aufwertung empfinden konnten: Die in der Gestalt Leverkühns gezeigte Gefährdung des Künstlers symbolisiert die Gefährdung der deutschen Seele, ihre Vergewaltigung und endgültige Vernichtung durch den Nationalsozialismus. Der Roman — ein Buch des Endes, vom Ende her angelegt — wollte das „Gefühl des Endes in jedem Sinne“ beschwören: Ende des bürgerlichen Künstlers, Ende des Bürgertums, Ende der bisherigen Kunst, Ende der bisherigen Philosophie, Ende des traditionellen Humanismus, Ende des Vernunft- und Wissenschaftsbegriffs, Ende des liberalen Staates, Ende der kapitalistischen Gesellschaft. Das

bisherige Deutschland sei zugrunde gegangen; die bisherigen Vertreter des kulturellen Lebens hätten ihre Höllenfahrt angetreten²⁸).

Wie gehe die Entwicklung in Deutschland weiter, fragte Adolf Guggenbühl, der Schweizer Publizist, als er bei einer Deutschlandreise 1948 auch ein Resümee zweieinhalbjähriger „Vergangenheitsbewältigung“ zog. „Es gibt zwei Möglichkeiten: Die eine, auf die wir hoffen, liegt darin, daß das Schuldgefühl plötzlich mit elementarer Wucht durchbricht. Dann ist die Bahn frei für den Aufbau. Dann bedeutet der Zusammenbruch nicht mehr sinnlose Tücke eines blindwütigen Schicksals. Dann wird er sinnvoll, eine Buße, die man mit Würde aufnehmen kann. Dann entsteht aus Blut und Tränen ein neues Deutschland, fähig zu großen Leistungen ... Wird aber der deutsche Wandel nicht oder nur teilweise Wirklichkeit, dann ist mit Sicherheit etwas anderes zu erwarten, nämlich das Auftauchen falscher Propheten als Träger von Ersatz-Erlösungsreligionen.“²⁹)

Ganz im tiefsten Grunde wüßten die Deutschen um ihre Schuld. Weil sie sie aber nicht anerkannten, werde ihnen der Weg zur Sühne und dadurch zur seelischen Befreiung versperrt. Infolgedessen schaffe das unbewußte Schuldgefühl eine Straferwartung. Die Deutschen würden aus diesem Schuldgefühl heraus von bösen Träumen verfolgt, von Untergangspanthasien, die sie nachher rationalisierten, für die sie nachher in der Wirklichkeit Beweise suchten. Vielleicht aber, meinte Guggenbühl, habe die Umkehr schon begonnen. Unbeachtet, vielleicht verachtet, seien die Träger der neuen Gesinnung eventuell schon da.

Sie waren in der Tat präsent und durchaus fähig, sich bemerkbar zu machen. Es handelte sich vor allem um diejenigen, die durch die nationalsozialistische Verfolgung in ihrem Wesen geprägt worden waren. Viele von ihnen waren erst von den Alliierten aus den Konzentrationslagern und Gefängnissen befreit worden; sie waren zu demokratischem und humanitärem Engagement bereit, entschlossen, in den neugegründeten politischen Parteien die Ausrottung des Faschismus zu einem der wichtigsten Programmpunkte zu machen.

²⁸) Vgl. Hans Mayer, Von Lessing bis Thomas Mann. Wandlungen der bürgerlichen Literatur in Deutschland, Pfullingen 1959.

²⁹) Adolf Guggenbühl, Die deutsche Tragödie (II), in: Neue Zeitung v. 29. 1. 1948.

Der demokratische Grundkonsens von 1945 beruhte auf diesem leidenschaftlichen und kompromißlosen Bekenntnis zu einer republikanischen, freiheitlichen Staatsform. Übereinstimmung bestand auch darin, daß mit den politischen und ideologischen auch die sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen des Nationalsozialismus ein für allemal zerstört werden müßten. Die „Eliten“ des Dritten Reiches waren aus ihren Machtpositionen in Staat und Wirtschaft zu entfernen, die gesellschaftlichen Strukturen so grundlegend zu verändern, daß sie nicht erneut faschistische Tendenzen hervorbringen würden.

In diesem Sinne waren auch die Kirchen um eine Erneuerung bemüht, wobei die Schuldklärung der evangelischen Kirche vom Oktober 1945 in Stuttgart am deutlichsten und dementsprechend auch innerhalb der Kirche am leidenschaftlichsten umstritten war.

„Mit großem Schmerz sagen wir: Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden. Was wir unseren Gemeinden oft bezeugt hatten, das sprechen wir jetzt im Namen der ganzen Kirche aus: Wohl haben wir lange Jahre hindurch im Namen Jesu Christi gegen den Geist gekämpft, der im nationalsozialistischen Gewaltregime seinen furchtbaren Ausdruck gefunden hat; aber wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“³⁰⁾

Der Auseinandersetzung mit „Schuld und Sühne“ waren die ersten künstlerischen Erfolge des Nachkriegsfilms zu danken. Während einige Zeit noch die Leinwand von den Produkten einer illusionistischen Ablenkungsstrategie, mit der die nationalsozialistische Propaganda bis in die letzten Kriegstage hinein gearbeitet hatte, besetzt war, gab es bald bemerkenswerte Versuche, die Bilanz der vergangenen zwölf Jahre zu ziehen — darunter 1947 Helmut Käutners „In jenen Tagen“, Harald Brauns „Zwischen gestern und

morgen“, Kurt Maetzig's „Ehe im Schatten“ oder 1948 Erich Engels „Affäre Blum“ und Eugen Jorks „Morituri“. Mit „Die Mörder sind unter uns“ (1946), produziert von der in Ost-Berlin lizenzierten Defa, dem ersten Spielfilm nach dem Zusammenbruch, begann Wolfgang Staudte seine Laufbahn als großer Moralist des Nachkriegskinos: In Polen ist der Arzt Dr. Mertens (Ernst Wilhelm Borchert) Zeuge geworden, wie ein Offizier unschuldige Geiseln hat erschießen lassen. In der Heimat trifft er ihn wieder, nun in der Gestalt eines ehrbaren, im Wohlstand lebenden Fabrikanten, den keine Gewissensbisse plagten. Mertens lernt eine ehemalige KZ-Insassin (Hildegard Knef) kennen, durch deren Liebe er von seinem Schuldkomplex befreit wird; sie hält ihn auch zurück, als er Brückner erschießen will (in der Originalfassung des Drehbuches erschießt Mertens den Fabrikanten tatsächlich; der Schluß wurde auf Einspruch des sowjetischen Kulturoffiziers geändert, da Selbstjustiz nicht propagiert werden sollte).

Staudtes Film zeigte die Verstrickung des Menschen im totalitären Machtapparat, den Mechanismus von Befehl und Erfüllung; er verdeutlichte damit auch die Kollektivschuld; denn ohne die vielen einzelnen, selbst wenn sie innerlich dem Bösen widerstrebten, hätte das System nicht funktionieren können. Er zeigte die tiefen traumatischen Folgen solchen Ausgeliefertseins, eröffnete jedoch den Weg zur Katharsis; gerade die Liebe einer Verfolgten und ihre verstehende Menschlichkeit läßt die Wunden heilen.

Staudte, der dann mit dem Meisterwerk „Der Untertan“ (1951) der Genese des Nationalsozialismus nachspürte, „wollte begreifen und durch seine Filme begreifbar machen, wie das Ungeheuerliche überhaupt möglich war. Diese Absicht schloß von vorneherein jene Art von Filmen aus, die eine bloße alibihaftige Bewältigung der deutschen Kollektivschuld anstrebten — und dann ‚die Sache‘ auf sich beruhen lassen wollten.“³¹⁾

IV. Die wechselseitige Durchdringung der Meinungen

In keinem anderen Bereich, so Norbert Frei, hätten die strukturellen und personellen Eingriffe der Alliierten eine so fundamentale Bedeutung für die spätere Entwicklung in der Bundesrepublik erlangt wie bei Presse und

Rundfunk³²⁾. Der Gedanke der Umerziehung fand hier einen besonders fruchtbaren Boden, und zwar aus verschiedenen Gründen:

³⁰⁾ Zit. nach E. Gross, Die Schuld der Kirchen, in: Die Wandlung, (1947) 2, S. 133ff.

³¹⁾ Peter Buchka, Der Porträtist des deutschen Charakters. Zum Tode des Filmregisseurs Wolfgang Staudte, in: Süddeutsche Zeitung v. 21./22. 1. 1984.

³²⁾ Norbert Frei, Die Presse, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), Die Bundesrepublik Deutschland. Ge-

— Die westlichen Alliierten kannten aufgrund ihrer eigenen Geschichte die große Bedeutung der Publizistik für eine demokratische Gesellschaft.

— Es standen ihnen hervorragende Experten zur Seite, die zum einen über lange Erfahrungen mit der Pressefreiheit in England und Amerika verfügten, zum anderen sich aber auch der Fehlentwicklungen des westlichen Pressewesens bewußt waren. Die Tabula rasa der Stunde Null verschaffte ihnen die Chance, idealtypische Konstruktionen im besetzten Land zu versuchen.

— In der deutschen Bevölkerung bestand ein großer Hunger nach Information, verstärkt durch die Einsicht, die selbst bei ehemaligen Nationalsozialisten um sich griff, daß man durch die nationalsozialistische Propaganda in unglaublicher Weise belogen worden war.

— Die alliierten Presseoffiziere hatten nicht nur eine gute Personenkenntnis hinsichtlich unbelasteter Journalisten, sondern auch ein gutes Gespür für junge Kräfte, die bald zum Zuge kamen (auch wenn die Veteranen von Weimar noch dominierten). Dem Nachwuchsproblem widmete man die größte Aufmerksamkeit. München wurde zum Zentrum von Förderungsmaßnahmen. Otto Groth, ein 1933 entlassener ehemaliger Redakteur der Frankfurter Zeitung und Zeitungswissenschaftler, führte ab 1946 Presseurse durch; Werner Friedmann, Mitlizenzträger der „Süddeutschen Zeitung“, rief eine Lehrredaktion ins Leben, aus der die Deutsche Journalistenschule e. V. hervorging.

— Als „Hauptheer“ standen freilich vornehmlich diejenigen wieder zur Verfügung, die im Dritten Reich mitgemacht und sich nun ‚umgestellt‘ hatten; ihre Entnazifizierung erfolgte verhältnismäßig zügig; man wollte ihre Erfahrung nutzen.

Anders als in Berlin und in der sowjetischen, englischen und französischen Zone, wo die Parteien an der Zeitungsherausgabe beteiligt wurden, vergaben die Amerikaner Lizenzen nur an Herausgeberkollegien von drei und mehr Personen unterschiedlicher politischer und weltanschaulicher Orientierung, die gemeinsam die Verantwortung übernehmen mußten. „Dieses panel-Modell ging von der Vorstellung aus, daß jede einzelne der weni-

schichte in drei Bänden, Band 3: Kultur, Frankfurt am Main 1983, S. 275ff.; ferner Harry Pross, Deutsche Presse seit 1945, Bern — München — Wien o.J.

³³⁾ Norbert Frei, Die Presse (Anm. 32), S. 280f.

gen, zunächst nur in den größeren Städten zu gründenden Zeitungen in ihrem Kommentar- teil möglichst das volle Spektrum demokratischer Meinungen widerspiegeln sollte. Für den Nachrichtenteil galten die Gebote der Fairness, Unabhängigkeit und Objektivität. Die ‚meinungslose‘ Generalanzeigerpresse und selektiv berichtende Parteiorgane sollten der Weimarer Vergangenheit angehören.“³³⁾ Das Auswahlverfahren war gründlich. In Bayern sollen für 49 Lizenzen mehr als 2 000 Bewerber überprüft worden sein.

Das Verhältnis des Journalisten zu seinem Produktionsmittel wurde freilich im Rahmen der Lizenzpresse nicht neu bestimmt. Die neue Presse war zwar kapitalunabhängig; die neuen Verleger jedoch entwickelten sich zu „Kapitalisten“, von denen dann die Journalisten erneut abhängig waren. Man fing eben dort wieder an, wo man 1933 aufgehört hatte. Die Lizenzzeitungen florierten; da sah man keine Notwendigkeit, sich um Mitbestimmungs- und Mitbeteiligungsmodelle zu bemühen. Der „Verein Bayerischer Zeitungsverleger“ begründete die Akkumulation sogar presseethisch: Die von der amerikanischen Presseregierung lizenzierte neue deutsche Presse sei ins Leben gerufen worden, um damit überparteiliche Zeitungen auf Dauer zu begründen, heißt es in einer Entschließung vom Oktober 1946; das setze ihre geistige und wirtschaftliche Unabhängigkeit voraus. Diese sei nur gesichert, wenn die Lizenzträger, denen die persönliche Verantwortung übertragen sei, ihre Entscheidung frei und unbeeinflußt von äußeren Entwicklungen treffen könnten. Daher müßten sie auch wirkliche Inhaber ihrer Betriebe sein, nicht nur Treuhänder eines fremden Vermögensträgers mit allen daraus notwendig hervorgehenden Gefahren wie Verbeamtung und Bürokratisierung sowie Lähmung der persönlichen Initiative in geistiger und wirtschaftlicher Beziehung.

Hätte es in der Trümmerzeit die „Neue Zeitung“, eine „amerikanische Zeitung für die deutsche Bevölkerung“, nicht gegeben — die kulturelle Entwicklung dieser Zeit hätte eine andere, und zwar negativere Entwicklung genommen; sie löste die amerikanischen Heerstruppenblätter ab und wurde, großformatig, in der ehemaligen Druckerei des nationalsozialistischen „Völkischen Beobachters“ in München gedruckt. Mit den Chefredakteuren Hans Habe und, ab Januar 1946, Hans Wallenberg (einem gebürtigen Berliner mit US-Staatsbürgerschaft, der zuvor in seiner Geburtsstadt die als amerikanische Konkurrenz

zur sowjetischen „Täglichen Rundschau“ entstandene „Allgemeine Zeitung“ geleitet hatte) sowie mit Erich Kästner als Feuilletonchef, sorgte die „Neue Zeitung“ für eine Erweiterung des geistigen und kulturellen Horizonts, wie sie die deutsche Publizistik jahrelang nicht zuwege brachte. Die Auflage betrug im Mai 1946 1 328 500 Exemplare, so daß, statistisch gesehen, auf je 15 Einwohner der amerikanischen Besatzungszone eine Zeitung kam. Die Vermittlung und Würdigung deutscher Exilliteratur stellte einen Schwerpunkt der Redaktionsarbeit im kulturellen Teil dar.

Mehr als die Zeitungen — die „Neue Zeitung“ ausgenommen — trugen die Zeitschriften dazu bei, die Deutschen aus ihrer geistigen Uniformierung zu befreien; Hartmut Goertz sprach 1947 von einer „Zeitschrifteneuphorie“, aber auch von einer „Flucht in die Zeitschrift“³⁴).

Realiter hatte ein Volk, das den totalen Krieg, den totalen Sieg gewollt hatte und nun die totale Niederlage durchleiden mußte, nichts mehr zu sagen; geistig aber identifizierte es sich mit denjenigen, die den Mut und die Fähigkeit aufbrachten, sich mit eigener Stimme zu melden. Die Zeitschriftengründer und Zeitschriftenautoren waren in ihrer überwältigenden Mehrheit zu solcher Selbständigkeit dadurch legitimiert, daß sie entweder im Dritten Reich Widerstand geleistet hatten und verfolgt gewesen waren, oder sich zur inneren Emigration gehörig fühlen konnten; sie waren nicht auf eine Umerzierung von außen angewiesen, sondern forderten dazu auf, diese aus eigener Kraft zu vollziehen. Der Reeducation-Politik der westlichen Alliierten standen sie — mit wenigen Ausnahmen (etwa des „Ruf“) — insgesamt positiv gegenüber; doch versuchte man, auch hier eine eigenständige Position zu beziehen. Mit bewegten und bewegenden Worten wird der Wille zur geistigen Konzentration aufs Wesentliche bekundet; dieses Wesentliche war Überlieferung, Besinnung, Erneuerung, Wandlung, Aufbau. Schon die Zeitschriftennamen bekundeten solches idealistische Engagement: „Aussaat“, „Die Sammlung“, „Begegnung“, „Besinnung“, „Bogen“, „Einheit“, „Ende und Anfang“, „Die Fähre“, „Frischer Wind“, „Gegenwart“, „Geist und Tat“, „Das Goldene Tor“, „Horizont“, „Neubau“, „Neues Abendland“, „Neues Europa“, „Neue Ordnung“, „Prisma“, „Standpunkt“, „Umschau“, „Weltstimmen“, „Zeitwende“, „Die Pforte“, „Die Kommenden“...

³⁴) Hartmann Goertz, Die Flucht in die Zeitschrift, in: Neue Zeitung v. 13. 1. 1947.

Im Geleitwort für die im November 1945 erstmals erscheinende, von Dolf Sternberger und Lambert Schneider redigierte Zeitschrift „Die Wandlung“ schrieb Karl Jaspers:

„Wir haben fast alles verloren: Staat, Wirtschaft, die gesicherten Bedingungen unseres physischen Daseins, und schlimmer noch als das: die göltigen, uns alle verbindenden Normen, die moralische Würde, das einigende Selbstbewußtsein als Volk. Es ist wie am Ende des Dreißigjährigen Kriegs, als Gryphius schrieb: ‚Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod, Was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnot: Daß auch der Seelen Schatz uns gar ist abgezwungen.‘

Haben wir wirklich alles verloren? Nein, wir Überlebenden sind noch da. Wohl haben wir keinen Besitz, auf dem wir ausruhen können, auch keinen Erinnerungsbesitz; wohl sind wir preisgegeben im Äußersten; doch daß wir am Leben sind, soll einen Sinn haben. Vor dem Nichts raffen wir uns auf.

Eindeutig ist nur das äußere Geschehen: das wortlose Verschwinden der Gewalthaber, das Ende selbständiger deutscher Staatlichkeit, die Abhängigkeit unseres gesamten Tuns von dem Willen der Besatzungsmächte, die uns befreit haben vom nationalsozialistischen Joch. Unsere Initiative ist beschränkt auf den Spielraum, den sie uns gewähren.

Eine solche Chance für unsere Initiative ist die Erlaubnis einer Zeitschrift. Wir dürfen öffentlich miteinander reden. Sehen wir zu, was wir einander zu sagen haben!

Wir sind innerlich und äußerlich verwandelt in zwölf Jahren. Wir stehen in weiterer Verwandlung, die noch unabsehbar ist. Aus ihr wollen wir mitwirken, indem wir Deutsche bitten, zu sprechen, ihre Gedanken mitzuteilen, Bilder zu gestalten, öffentlich fühlbar werden zu lassen, daß und wie sie leben. Wir wollen aber auch die Stimmen der Welt vernehmen und vernehmlich machen.

Ein Anfang muß sein. Indem wir beginnen, die Verwandlung sich offenbaren lassen und fördern, hoffen wir auf dem Wege zu sein dahin, wo wir wieder einen Grund legen werden. Wir fangen so ganz von vorn an, daß wir noch nicht einmal dieser Fundamente gewiß sein können.“³⁵)

Im ersten Heft der „Frankfurter Hefte“, Zeitschrift für Kultur und Politik, erschienen im April 1946, hieß es im Vorspann von Eugen

³⁵) Karl Jaspers, Geleitwort, in: Die Wandlung, (1945) 1.

Kogon und Walter Dirks (der letztere war von 1935 bis 1943 Feuilleton-Redakteur der „Frankfurter Zeitung“ gewesen; er gehörte der links-katholischen inneren Emigration an und wurde nach dem Krieg Hauptabteilungsleiter Kultur des Westdeutschen Rundfunks):

„Wir werden um Klarheit sehr bemüht sein, aber der Leser wird sich ebenfalls anstrengen müssen. Die gängige Phrase, das Nebelwort, das man so leicht einsog und rasch aus dem Hirn wieder verdampfen ließ, hat die Atmosphäre des Denkens verdickt. Wir können nicht atmen in ihr, wir wollen gute Sicht und einen präzise funktionierenden Verstand, — das lebendige Herz, das im Rhythmus der Zeit für die ewigen Ziele schlägt, versteht sich von selbst.

Wir erwarten also ‚nachdenkliche‘ Leser. Wir glauben, daß wir so der Erneuerung Deutschlands einen Dienst erweisen — wir, das heißt die Herausgeber, die Mitarbeiter und jene Leser schon inbegriffen. Das Dunkel um uns soll sich lichten. Wir wollen alle mithelfen, das Undurchsichtige und das Rätselhafte, das uns bedroht, zu klären, soweit das uns, die wir eben aus einem Abgrund kommen, und dem Menschengestalt überhaupt vergönnt ist.“³⁶⁾

„Das Goldene Tor“ (1946) war ganz von seinem Herausgeber Alfred Döblin, der sich dem Katholizismus zugewandt hatte, geprägt. Der Dichter — von der französischen Kulturbehörde mit der literarischen Zensur beauftragt — hatte schon Ende 1945, gleich nach seinem Amtsantritt in Baden-Baden, mit den Vorbereitungen zur Gründung einer literarischen Zeitschrift begonnen:

„Golden strahlt das Tor, durch das die Dichtung, die Kunst, der freie Gedanke schreiten. Das Tor ist herrlich, aber was sich jetzt unter seinem weiten Bogen aufhält, sieht nicht nach Friede, Freude, Besinnlichkeit aus. Das schimmernde Gold des Tores und die heiteren und stolzen Reliefs passen schlecht zu den schlaffen, abgerissenen Figuren, die hier herumstehen, am Boden kauern und kaum ein Wort miteinander wechseln.“³⁷⁾

Rudolf Pechel engagierte sich in seiner nun wieder fortgeführten „Deutschen Rundschau“ vom konservativen Standpunkt aus:

„Das uns hierdurch geschenkte Vertrauen glauben wir nicht besser rechtfertigen zu können als durch die Fortsetzung des Kampfes

für die Freiheit des Geistes, für Wahrheit, Recht und Humanität, für Demokratie und Verständigung aller Völker untereinander — eines Kampfes, den die Deutsche Rundschau bis zu ihrem Verbot im Jahre 1942 unter Reinhaltung ihres Gesichts in der Zeit deutscher Selbsterniedrigung unablässig geführt hat.“³⁸⁾

Die ganz besondere Sorge und Liebe gelte der deutschen Jugend; man wolle ihrem neu erwachten Wahrheitsdrang und Wirklichkeits-sinn eine feste Grundlage geben, um sie zu einer aufrichtigen Zusammenarbeit mit allen anderen Völkern zu befähigen. Die gestellten Aufgaben werde man in völliger geistiger Freiheit und Unabhängigkeit anpacken, nicht im Dienste einer Partei oder Gruppe, auch nicht im Dienste der Besatzungsmächte, sondern verantwortlich nur dem eigenen Gewissen und den großen Mächten des Geistes wie der Menschlichkeit.

Der „Merkur“, begründet von Joachim Moras und Hans Paeschke, verzichtete zwar im Heft 1/1947 auf eine programmatische Erklärung, doch konnte man aus Hans Paeschkes in diesem Heft veröffentlichten Aufsatz „Verantwortlichkeit des Geistes“ die Zielsetzung — nämlich eine solche europäischer Besinnung — klar ablesen:

„Aufgabe: eine möglichst erschöpfende und genaue Definition der Gegenwart zu finden, die nicht einfach Aktualität bedeutet, sondern Kontinuität, d. h. Mittlertum im Strom der Zeit. Es geht um eine schöpferische Polarisierung von Tradition und zu Gestaltendem. An unsere Vergangenheit kettet uns die Verantwortung für die Schuld. Wir gehen damit in eine harte, aber gute Lehre über den Sinn aller politischen Freiheit; daß ein jeder für die Freiheit eines jeden einzustehen habe. Aus dieser Verantwortung ziehen wir den Mut zur Gestaltung des Künftigen. Dies bringt uns in eine selbstverständliche Distanz gegenüber avantgardistischen Parolen. Wir sind in diesem Jahrhundert so oft und in so furchtbar falschem Sinne neu geworden, daß ein esprit de suite das erste ist, was nützt. Es ist dies nicht nur ein Gebot der geschichtlichen Erfahrung, sondern auch der Selbstachtung. Was könnte uns, an diesem Tiefpunkt unserer Geschichte, auch anderes tragen als die Achtung vor den großen Weltgültigen unserer Vergangenheit?“³⁹⁾

³⁶⁾ Eugen Kogon und Walter Dirks, An unsere Leser, in: Frankfurter Hefte, (1946) 1, S. 2.

³⁷⁾ Alfred Döblin, Geleitwort, in: Das Goldene Tor, (1946) 1, S. 3ff.

³⁸⁾ Rudolf Pechel, In eigener Sache, in: Deutsche Rundschau, (1946) 1, S. 1.

³⁹⁾ Hans Paeschke, Verantwortlichkeit des Geistes, in: Merkur, (1947) 1, S. 109f.

Einige der Zeitschriften hatten institutionelle Träger, wie die „Zeichen der Zeit“ als evangelische Kirchenzeitschrift oder der „Aufbau“ als Zeitschrift des „Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ (der, wenn auch kommunistisch bestimmt, aufgrund seiner überparteilichen Weite und der demokratisch-antifaschistischen Programmatik 1945 noch eine gesamtdeutsche Leserschaft ansprach und dementsprechend ein positives Echo in allen Lagern fand). Das „Hochland“, erstmals im November 1946 erschienen, setzte unter seinem Herausgeber und Schriftleiter Franz Joseph Schöningh seine katholische Tradition fort (im ersten Heft wurde u. a. die publizistische Tätigkeit des Begründers der Zeitschrift, Carl Muth, als „europäisches Vermächtnis“ gewürdigt).

Bei fast allen Zeitschriften spielten literarische wie überhaupt kunstbezogene Themen eine große Rolle. Literatur sei dabei eine Art Asyl gewesen, meint Heinrich Vormweg⁴⁰); der Umgang mit der Kultur, so Theodor W. Adorno, „habe etwas von dem gefährlichen und zweideutigen Trost der Geborgenheit im Provinziellen gehabt“⁴¹). Sicherlich entsprach dies der herkömmlichen deutschen Werte-Hierarchie (von den Höhen der Kultur zu den Niederungen der Politik); doch war man auch bereit, die negativen Erfahrungen mit bildungsbürgerlichem Bewußtsein anzugehen: nämlich die Trennung zwischen Denken und Handeln aufzuheben, sich um eine politische Kultur und eine kulturelle Politik zu bemühen. So ist es bezeichnend, daß eine große Zahl dieser Zeitschriften auf die Verbindung von Kultur und Politik im Untertitel hinwies: „Zeitschrift für Kultur und Politik“ („Frankfurter Hefte“); „Kulturpolitische Monatsschrift“ („Aufbau“); „Halbmonatsschrift für Völkerverständigung, Kultur, Politik, Wissenschaft“ („Neues Europa“); „Beiträge zu kulturellen und politischen Fragen der Zeit“ („Ost und West“); „Zeitschrift für Politik, Kultur und Geschichte“ („Neues Abendland“); „Zeitschrift für politische, soziale und kulturelle Neugestaltung“ („Das neue Wort“).

Die Editorials bestätigen den Eindruck, daß der Kombination beider Begriffe ein programmatischer Stellenwert zukam. Zusammenfassend wurde dieser Bereich oft als das „Geisti-

ge“ umschrieben. Aber im Verständnis vieler Autoren umfaßte „Kultur“ doch mehr. Im Zusammenhang mit ihr ist in den Leitartikeln häufig die Rede von „öffentlichem Geist“, vom „Aufgang einer neuen Kultur“, dem „Wiedererwachen des geistigen Lebens“. „In diesem Kontext bedeutet Kultur offenbar eine Gesamtheit von Werthaltungen und Orientierungen, die Menschen befähigen, sich in ihrer Umwelt zurechtzufinden und zu handeln, ja, diese erst zur Gesellschaft zu prägen. Scheint damit eine Nähe zum angelsächsisch-westlichen Kulturbegriff gegeben zu sein, so deuten diese Grundbegriffe auch auf einen Unterschied hin: Kultur wird in den Nachkriegszeitungen vielfach abgesetzt vom Chaos und Nihilismus, welche die gesellschaftliche Existenz zerstören. Demnach scheint ein derartiges Verständnis von Kultur für zahlreiche Zeitschriften von konstitutiver Bedeutung gewesen zu sein.“⁴²)

Gegenüber der Asyl-These wird damit ein neuer Universalismus deutlich, der die Trennung zwischen Kultur und Politik — Kennzeichen affirmativer Kultur — im Sinne einer demokratischen Kultur zu überwinden trachtet. Dafür spricht, daß gerade auch im „Ruf“, der gern als die Zeitschrift apostrophiert wird, die sich mehr als andere der Gegenwart stellte, eine symptomatische Vorliebe für Literatur vorhanden war. „Literatur, das war für uns etwas anderes als der Unterhaltung dienende Belletristik. Es war für uns Einflußnahme, Veränderung der Mentalität, langfristig natürlich, nicht kurzfristig. Wir glaubten noch an das geschriebene Wort, an die Möglichkeit, mit Schreiben die Gesellschaft mit verändern zu können.“⁴³)

Die politische Machtlosigkeit der Deutschen in einem von den Alliierten besetzten Land wird von vielen Zeitschriftenautoren nicht nur als Behinderung, sondern auch als Chance aufgefaßt. Deutschland habe jetzt Zeit, heißt es in Heft 1 der „Gegenwart“, seine politischen Begriffe gründlich zu klären; es habe bei allem Unglück das Glück, sich nicht sofort entscheiden zu müssen; die Pflicht, nicht ungeduldig in der geistigen Sphäre sich zu regen.

⁴⁰) Heinrich Vormweg, Literatur als ein Asyl, in: Nicolaus Born und Jürgen Manthey (Hrsg.), Nachkriegsliteratur. Literaturmagazin 7, Reinbek bei Hamburg 1977, S. 203.

⁴¹) Theodor W. Adorno, Auferstehung der Kultur in Deutschland?, in: Frankfurter Hefte, (1950) 5, S. 469 ff.

⁴²) Ingrid Laurien, Politisch-kulturelle Zeitschriften in den Westzonen von 1945—1949, in: Helga Grebing (Hrsg.), Zur Politischen Kultur im Nachkriegsdeutschland. Politische und kulturelle Zeitschriften in Deutschland 1945—1949. Projektantrag Göttingen 1980 (unveröffentlicht), S. 11.

⁴³) Hans Werner Richter, Briefe an einen jungen Sozialisten, Hamburg 1974, S. 113.

Die politische Kultur im Nachkriegsdeutschland wurde durch die vielen Zeitschriften in einer ungemein positiven Weise beeinflusst; die Bildung demokratischer und republikanischer Identität wurde gefördert, der geistige Horizont erfuhr eine wesentliche Ausweitung. In einer Stunde äußersten physischen und geistigen Elends, der Unfähigkeit zu kritischem Denken, der Anfälligkeit für die geringsten Tröstungen (Heinrich Vormweg)⁴⁴ trugen die Zeitschriften dazu bei, daß das materielle Elend sublimiert, der ideologische Wahn abgebaut, kritisches Denken erneuert und Kultur als Lebenshilfe empfunden werden konnte. Das Spektrum dieser Zeitschriften war dabei in jeder Hinsicht sehr weit — auch was Auflagenhöhe, Verbreitung, Erscheinungsdauer, thematische Ausrichtung, weltanschauliche Orientierung betraf. Alle kamen auch dem Kommunikationsbedürfnis, das jeden herkömmlichen Rahmen sprengte, auf anregende, motivierende Weise entgegen.

Allerdings beklagten sich Kritiker auch bald wegen der Überfülle. Etwas saueröpfisch stellte Hartmann Goertz fest, daß selbst der Wohlmeinende sich keinen Überblick über die vielfältigen Periodika mehr verschaffen könne. Die Flut steige weiter, die Bibliotheken verzweifelten; eine Übersicht sei kaum mehr zu erlangen, die Fülle nicht mehr zu bändigen. Und noch immer berichteten die Zeitungen von Neuplanungen. „Immer wieder erlebt jeder von uns, daß er auf einer Reise in eine Buchhandlung tritt oder an den Schreibtisch eines Freundes und nun schon etwas ermüdet wieder einen neuen Titel, ein neues Format entdeckt: Jahrgang eins, erstes Heft!“ Die zunehmende Quantität beeinträchtigte die Qualität; der Herausgeber mag noch interessieren; unter den Autoren begegne man sowieso seit geraumer Zeit immer den gleichen Namen. Und schließlich sei es auch gleichgültig, wo man das Sonett zur Seelenlage des heutigen Menschen finde, in dieser oder jener Zeitschrift; die einschlägigen Autoren dieser Sonette seien so fruchtbar, daß ohne besondere Mühe für jede Zeitschrift ein Erstdruck abfalle:

„In nie erwarteter Fülle strömt es auf uns ein. Die Namen sind verschieden, haben aber alle

⁴⁴) Heinrich Vormweg, *Literatur als Asyl* (Anm. 40), S. 203.

zumeist einen sehr grundsätzlichen Klang. Soweit es sich um das erste Heft handelt, finden sich die Grundsätze noch einmal aneinandergereiht in einer Anrede an die Leser wieder. Ich kann mir vorstellen, daß es bei den Lesern nachgerade eine Grundsatzmüdigkeit geben muß. Und hinter dieser Anrede öffnen sich die Schleusen der Essayistik. Wer wollte leugnen, daß sich darunter gute und wertvolle Arbeiten finden mit wirklicher Substanz. Aber daneben prasselt es auf uns ein, und die ethischen Geschütze feuern fast pausenlos Salutschüsse in die Logik der Transzendenten. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die Deutung der Gegenwart und die Vorschau auf die Zukunft laufen auf höchsten Touren. Welches Publikum auch immer angesprochen wird, der Mann, die Frau, der Jugendliche, das Kind, es regnet Maßstäbe, die uns an die Hand gegeben werden, und die Berufenen scharen sich um den harmlosen Leser.“

Das Wort könne also sehr oft auch eine Flucht vor der Wirklichkeit und ihren Aufgaben sein. Wenn man die Flut des Gedruckten kritisch betrachte, schein sich darin eine Flucht zu offenbaren, die man die Flucht in die Zeitschrift nennen könne:

„In einem Münchner Kabarett konnte man unlängst ein Lehrstück sehen. Vor einem Schutthaufen, der in seiner Existenz aus bemalter Pappe sowohl realiter als auch symbolisch genommen werden kann, stritten heftig drei gut gekleidete Herren miteinander. Es ging anscheinend um höchste Aufgaben, und im allgemeinen Hin und Her waren nur einige Schlagworte zu verstehen. Inzwischen wurde nebenan auf der Bühne ein Schutthaufen von einem schweigsamen Mann, verbissen arbeitend, in ein kleines Haus verwandelt, das in seiner Existenz aus bemalter Pappe sowohl realiter als auch symbolisch genommen werden kann. Der schweigsame Mann bezog schließlich das Kulissenhaus und stellte sogar allen sichtbar einen Blumentopf an sein Fenster. Die drei Herren nebenan diskutierten inzwischen leidenschaftlich vor ihrem Schutthaufen weiter. Vielleicht war einer von ihnen der Herausgeber einer Zeitschrift.“⁴⁵

⁴⁵) Hartmann Goertz, *Die Flucht in die Zeitschrift* (Anm. 34).

V. Ausklang der Trümmerzeit: Die Währungsreform

Am Abgrund hatte man in der Trümmerzeit sein Dasein ansiedeln müssen; nach der Währungsreform (20. Juni 1948) zog man sich ins „Land der großen Mitte“ zurück. Wer weiterhin in den Randzonen des Zweifels verharrte, galt als Außenseiter. Im Zentrum standen jetzt ganz andere Fragen — nämlich solche nach den Preisen, und nicht nach den Werten. Dies nicht zuletzt bewirkt durch das Kulturideal des Liberalismus, der in Wilhelm Röpke seinen bedeutendsten theoretischen Kopf und in Ludwig Erhard, ab 1948 Direktor der Verwaltung für Wirtschaft des Vereinigten Wirtschaftsgebietes der Westzonen, einen dynamischen Pragmatiker hatte.

Schon die ersten Tage nach der Währungsreform zeigten: das Konsumparadies zeichnete sich ab. Kultur wurde nunmehr — und auch längere Zeit danach — ein Ladenhüter. Die konkrete Ästhetik des neuen Warenangebotes faszinierte viel mehr als die Produkte der Kunst. Da man jetzt im ‚Unterbau‘ die Sehnsüchte nach einem schöneren, besseren, glücklicheren Leben zu befriedigen vermochte, konnte man der Sublimierung, konnte man des Überbaus entraten. „Kultur ist plötzlich nicht mehr gefragt, und die Drohung des wirtschaftlichen Zusammenbruchs hier entsprechend am stärksten“, heißt es in einem Bericht kurz nach der Währungsreform.

Viele Zeitschriften mußten ihr Erscheinen einstellen, darunter auch die „Wandlung“; deren Mitherausgeber Dolf Sternberger zog ein Fazit, in dem es u. a. hieß:

„Der Friede ist fern. Die Friedfertigkeit wird täglich härter auf die Probe gestellt. Die Vorstellung eines künftigen Krieges zugleich täglich grausiger. Unterdessen sind in Deutschland das Ressentiment und die steigende Lust an der Furcht noch weit verbreitet. Wir leben nahe an der Demarkationslinie der Welt. Europa ist ein Fragment, hat eine reale Lebensaussicht nur als Element des umfassenderen atlantischen Systems. Deutscher Nationalismus kann nur noch, sich selbst mißverstehend, als Werkzeug und Hilfstrupp neuer Parteidiktatur wirken. Im fortdauernden Unfrieden der Welt innere Neutralität bewahren zu wollen, kann die Menschenwürde kosten. Die edelsten Begriffe sind in der Anwendung die zweideutigsten: Friede, Freiheit, Gerechtigkeit. Diese Spannungen sind kaum zu ertragen. Der wahre Friede kann nicht in Sklaverei und Unterdrückung liegen. Die wahre Frei-

heit soll nicht durch das Verbrechen eines Atomkrieges erkauf und besudelt werden. In diesen Widersprüchen, in dieser Gefahr leben wir. Wer sich nicht entscheidet, wird verloren sein. Doch wollen wir Glück und Sicherheit — endlich nach so viel mutwillig-gefährlichem Leben.“⁴⁶⁾

36 Jahre sind vergangen, seitdem diese Worte geschrieben wurden; 40 Jahre trennen uns von der Stunde Null, von der wir heute wissen, daß sie eine solche nicht gewesen ist. Die Sätze, die Dolf Sternberger seinerzeit niederschrieb, haben leider ihre Aktualität nicht verloren: Nach wie vor ist Europa ein Fragment; der Unfriede der Welt dauert fort, und die edelsten Begriffe wie Friede, Freiheit, Gerechtigkeit werden in den einzelnen Lagern in jeweils eigenem Interesse manipuliert. Das Verbrechen eines Atomkrieges steht bedrohend vor uns: „In diesen Widersprüchen, in dieser Gefahr leben wir.“

Nach wie vor ist die Bundesrepublik ein Idyll, nach wie vor ein panisches Idyll. Apropos „Panik“: das bereitgestellte Atompotential entspricht inzwischen 6 000 Zweiten Weltkrieggen...

In der Auseinandersetzung um die Frage, wie man den 8. Mai als Tag der bedingungslosen Kapitulation 40 Jahre danach begehen solle, dominierten ambivalente Feststellungen: einerseits habe es sich um die Befreiung vom nationalsozialistischen Terror gehandelt, andererseits seien die Ostgebiete verlorengegangen, sei das deutsche Reich in zwei Staaten aufgespalten worden. Solche Argumentationen verkennen die Tatsache, daß die fürchterliche Niederlage erst die konsequente Folge von Hitlers Machtergreifung war. Deutschlands Zerstörung, die innere wie die äußere, begann 1933. Man kann nur froh sein, daß wenigstens nach zwölf Jahren das „Reich der niederen Dämonen“ sein Ende fand. Wäre dies früher geschehen, hätten noch viele gerettet werden können. Aber die totalitäre Maschinerie, zusammen mit der Verblendung des überwiegenden Teils des Volkes, sorgte dafür, daß die Deutschen den bitteren Kelch der Leiden bis zur Neige leeren mußten. Be-

⁴⁶⁾ Zit. nach Bernhard Zeller (Hrsg.), „Als der Krieg zu Ende war“. Literarisch-politische Publizistik 1945 bis 1950. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum, Marbach a. N., Katalog Nr. 23, Stuttgart 1973, S. 512f.

freierung und Katastrophe des Jahres 1945 bedeuten also eine Einheit: Die Befreiung erfolgte durch eine Katastrophe; nur durch eine Katastrophe war eine Befreiung möglich.

40 Jahre nach Kriegsende wird deutlich: Die Wurzeln bundesrepublikanischer Geschichte sind vielfach verschüttet. Sie müssen, um der republikanischen Identität willen, aufgedeckt werden. Die Dinge genau betrachten, heißt Abschied nehmen. Ein solches Wort von Günter Grass hat seine individuelle wie geschichtliche Berechtigung. Die Trümmerzeit ist über die Jahre hinweg in historische Distanz gerückt — und damit zu einer relativierten Epoche geworden.

Zugleich aber wird, wenn man mit Einfühlungsvermögen und kritischem Nachdenken diesen wesentlichsten Wurzelgrund bundesrepublikanischen Daseins und Soseins aufspürt, deutlich: Wir sollten gerade von jener Zeit nicht Abschied nehmen, sondern uns ihrer kulturellen Leistungen, Irrtümer, Errungenschaften, Fehlentwicklungen, Fortschritte, Versäumnisse, Erfolge und Rückschläge vergewissern. Die Betrachtung der unmittelbaren Nachkriegszeit, die Betrachtung der Kultur der Trümmerzeit verhilft uns zu aktuellen Antworten auf alte Sinnfragen. Diese lauten sei eh und je — und wohl mehr denn je: Woher kommen wir? Was sind wir? Wohin gehen wir? Was können wir tun?

DIE FRAGE

Frage einen Milchhändler.

In Paris.

Was bist du?

Er wird sagen:

Ich bin Franzose.

Frage einen Zeitungsverkäufer.

In New York.

Was bist du?

Er wird sagen:

Ich bin Amerikaner.

Frage einen Schiffer.

In Amsterdam.

Was bist du?

Er wird sagen:

Ich bin Niederländer.

Frage einen Bürger.

In Berlin.

Was bist du?

Er wird sagen:

Ich bin Oberpostausträgeranwärter.

Das ist zum Lachen?

Nein.

Zum Weinen.

Günter Kunert

(Erstveröffentlichung in:

Ulenspiegel, Heft 1/1948)

Kunert (geb. 1929) war in der NS-Diktatur für wehruntüchtig erklärt worden, weil er unter die nazistischen Rassengesetze fiel. Er begann nach Kriegsende ein Kunststudium (1945—1947) und lebte ab 1947 als freier Schriftsteller in Berlin. Der vorstehende Text des achtzehnjährigen Autors zählt zu seinen ersten Veröffentlichungen.



Paul Rosié: Straße der Toten. Federzeichnung 1947
Der Zeichner, Buchillustrator und Karikaturist Rosié (geb. 1910) war 1946/47 Lehrer an der Meisterschule für Graphik und Buchgewerbe in Berlin und zählte zu den bekanntesten Mitarbeitern am „Ulenspiegel“ (vgl. Abb. 8).

Hermann Bruse: Wahnsinnige in Trümmern. Holzschnitt 1942 (aus der Mappe: 13 Holzschnitte, Sachsenplatz-Edition 4, Galerie am Sachsenplatz, Leipzig 1980)

Bruse (1904—1953) war in der NS-Zeit aus politischen Gründen zeitweilig inhaftiert. Vom Sommer 1948 bis zu seinem Tode war er am Institut für Kunst-erziehung der Humboldt-Universität tätig. In der „Formalismus-Diskussion“ wurde er wegen seiner expres-sionistischen Bildsprache kritisiert.

Das junge Europa formt sein Gesicht

(DR) — In dem zerstörten Ameisenberg Europa, mitten im zieldosen Gewimmel der Millionen, sammeln sich bereits kleine menschliche Gemeinschaften zu neuer Arbeit. Allen pessimistischen Voraussagen zum Trotz bilden sich neue Kräfte- und Willenszentren. Neue Gedanken breiten sich über Europa aus. Der auf die äußerste Spitze getriebenen Vernichtung entspringt, wie einst dem Haupt des Jupiter die Athene, ein neuer, jugendfrischer, jungfräulich-athenischer Geist. Die Bedrohung, die hinter uns liegt und diejenige, die unserer wartet, hat nicht zur lähmenden Furcht geführt, sondern nur unser Bewußtsein dafür geschärft, daß wir uns im Prozeß einer Weltwende befinden.

Die Träger dieses europäischen Wiedererwachens sind zumeist junge, unbekannte Menschen. Sie kommen nicht aus der Stille von Studierzimmern — dazu hatten sie keine Zeit —, sondern unmittelbar aus dem bewußten Kampf um Europa, aus der Aktion. Ihr Geist ist der Geist der Aktion. In Frankreich scharen sie sich um die Gruppe der „Estetantallisten“ und deren Mentor Jean Paul Sartre, dem sich Albert Camus und Simone de Beauvoir gesellen, oder sie bilden Experimentierzellen in den bestehenden Parteien, so etwa Emmanuel Mounier mit dem „Esprit“ in der jungen Partei Bidaults oder Aragon bei den Kommunisten. Ihr Leben in den letzten Jahren war gleichbedeutend mit dem Leben der französischen „résistance“.

Kristallisationspunkte des jungen Italiens sind der aus der Emigration zurückgekehrte Dichter Ignazio Silone, der eine Synthese von Sozialismus und religiösem Denken versucht, oder Ferruccio Parri, der Leiter der Aktionspartei. Der Sieg der Labour Party in England ist nicht denkbar ohne die innere Erneuerung der Arbeiterbewegung durch ihre jungen Kräfte. Skandinavien gab seine besten Geister in diesem Krieg: den dänischen Pfarrer Kaj Munk und den jungen norwegischen Dichter Nordahl Grieg, der über Berlin abstrahierte. Diese Namen sind nur die äußerlichen Zeichen einer Bewegung, in der sich, wenn auch noch zögernd und unklar, so doch schon in großer Tiefe und Breite, die europäische Jugend manifestiert.

Das Gesetz, unter dem sie tritt, ist die Forderung nach europäischer Einheit. Das Werkzeug, welches sie zu diesem Zweck anzusetzen gewillt ist, ist ein neuer, von aller Tradition abweichender Humanismus, ein vom Menschen fordernder und an den Menschen glaubender Glaube, ein sozialistischer Humanismus.

Sozialistisch — das meint in diesem Fall, daß Europas Jugend „links“ steht, wenn es sich um die soziale Forderung handelt. Sie vertritt wirtschaftliche Gerechtigkeit und weiß, daß diese sich nur im Sozialismus verwirklichen läßt. In diesem wirklichen Sozialismus, nicht in „sozialen Reformen“, der Menschengeist hat eine Stufe erreicht, in dem ihm der private Besitz von Produktionsmitteln ebenso absurd erscheint wie vor 2000 Jahren die Sklaverei. Die sozialistische Forderung schließt die Forderung nach einer geplanten Wirtschaft und eine — trotz allem — Bejahung der Technik ein. „Links“ steht dieser Geist ferner in seiner kulturellen Aufgeschlossenheit, seiner Ablehnung nationaler und rassistischer Vorurteile, seiner Verhöhnung des provinziellen Konservatismus.

Humanistisch aber ist Europas Jugend in ihrem unerschöpflichen Hunger nach Freiheit. Humanismus bedeutet ihr Anerkennung der Würde und Freiheit des Menschen — nicht mehr und nicht weniger. Sie wäre bereit, das Lager des Sozialismus zu verlassen, wenn sie darin die Freiheit des Menschen aufgeben sähe zugunsten jenes alten orthodoxen Marxismus, der die Determiniertheit des Menschen von seiner Wirtschaft postuliert und die menschliche Willensfreiheit leugnet. Fanatismus für das Recht des Menschen auf seine Freiheit ist kein Widerspruch in sich selbst, sondern die große Lehre, welche die Jugend Europas aus der Erfahrung der Diktatur zieht. Sie wird den Kampf gegen alle Feinde der Freiheit fanatisch führen.

Eine starke Wutrol dieses doppelten Suchens nach Freiheit und sozialer Gerechtigkeit liegt in dem religiösen Erlebnis, das die junge Generation aus dem Kriege mitbringt. Echte religio ist nicht möglich, wo der Mensch Bluts- oder Klassengesetzen unterstellt wird, die er angeblich nicht durchbrechen kann. Nichts beweist die Freiheit des Menschen mehr als seine freie Entscheidung für oder gegen Gott. Der Inhalt des jungen Denkens bedingt die Haltung seiner Träger. Sie fordern nicht nur richtiges Denken, sie fordern auch das dazugehörige Leben. Sie können es fordern, weil sie sich für ihre Grundsätze eingesetzt haben, weil viele von ihnen dafür ihr Leben hingezogen haben. Besonders Sartre und die jungen Kämpfer aus der „résistance“ fordern diese Übereinstimmung von Tat und Gedanken, die bruchlose Existenz.

Von hier aus spannt sich ein dünnes, sehr gewagtes



Bedingungslose Uebergabe: „Wir haben in Jalta erklärt — und ich wiederhole es jetzt —, daß bedingungslose Waffenübergabe nicht die Vernichtung oder Versklavung des deutschen Volkes bedeutet. Das deutsche Volk wie der deutsche Soldat müssen einsehen, daß sie nur durch bedingungslose Kapitulation beginnen können, wieder ein Volk zu werden, das von der Welt respektiert und als Nachbar akzeptiert werden kann. — Ich würde meinen tiefsten religiösen und politischen Überzeugungen untreu werden, wenn ich in die Hoffnung, in dem Glauben aufgäbe, daß in allen Völkern, ohne Ausnahme, ein Sinn für die Wahrheit, ein Streben nach Gerechtigkeit und eine Sehnsucht nach Frieden lebt — wenn auch dies alles im Falle Deutschlands von einem brutalen Regime unterdrückt sein mag. — Wir klagen nicht das deutsche Volk als solches an, denn wir können nicht glauben, daß Gott irgendein Volk auf ewige Zeiten verdammt habe. Wir wissen aus unserem eigenen Lande, wie viele gute Männer und Frauen deutscher Herkunft sich als loyale, freiheitsliebende und friedliebende Bürger bewährt haben. Das deutsche Volk wird nicht verurteilt werden; die Vereinten Nationen betreiben keinen Sklavenhandel.“ (Präsident Roosevelt)

3

„Der Ruf — Unabhängige Blätter der jungen Generation“ ist aus einer Zeitschrift der deutschen Kriegsgefangenen in den USA hervorgegangen und wurde zunächst von Alfred Andersch und Hans Werner Richter herausgegeben. Er stellte sein Erscheinen im März 1949 ein. Seine Höchstaufgabe betrug 120 000 Exemplare. Den berühmten Leitartikel der Erstausgabe hat Alfred Andersch verfaßt.

THEODOR PLIEVIER

Stalingrad

ROMAN



1,50 MARK

ROWOHLT VERLAG HAMBURG STUTTGART



Parallel zu der Buchausgabe im (Ost-)Berliner Aufbau-Verlag veröffentlichte der Rowohlt Verlag 1947 Pliviers Stalingrad-Buch als einen der ersten „Rowohlt Rotations Romane“ (später: rororo) im billigen Zeitungsdruck (d. h. im Rotations-Verfahren) und Zeitungsformat. Startauflage: 100 000 Exemplare. Titelzeichnung: Otto Rodewald.

Die Wandlung

Eine Monatschrift

Unter Mitwirkung von Karl Jaspers
Werner Krauss und Alfred Weber
herausgegeben von Dolf Sternberger

Erster Jahrgang 1945/46 Erstes Heft

Geleitwort der Herausgeber und des Verlegers	3
Tagbuch: Dolf Sternberger, Reise in Deutschland 1945	7
Marie Louis Kacelnik, Vom Ich	17
Rudolf Dultmann, Adam wo bist Du?	23
Franz Kafka, Kleider	33
T. S. Eliot, East Coker (englisch und deutsch)	34
Buchenschafterbericht des Übersetzers	64
Alfred Weber, Unsere Erfahrung und unsere Aufgabe	60
Holtmann, Tabula rasa	68
Karl Jaspers, Erinnerung der Universität	66
Aus dem Wrtelbuch des Urmenschen	75
Dokumente und Berichte:	
Das Communiqué von Potsdam	79
Relativistische Anmerkungen	86

VERLEGT VON LAMBERT SCHNEIDER IN HEIDELBERG
BRI CARL WINTER-UNIVERSITÄTSVERLAG

5

FRANKFURTER HEFTE

Zeitschrift für Kultur und Politik

Herausgegeben von Eugen Kogon unter Mitwirkung von Walter Dirks

Aus dem Inhalt

Walter Dirks
Die zweite Republik

Eugen Kogon
Gericht und Gerechtigkeit

C. A. Schtler
Drflicher Bilderbogen

Ida Friederike Görres
Das Ärgernis

K. H. Knappstein
Viel Geld — und doch arm

Nürnberg und die Geschichte / Berliner Zentralismus
oder Frankfurter Bundesparlament? / Dichter des Widerstands
Prometheus und der Osten / Meinungen über Technik

348
Frankfurter
Hefte 23.

1. Jahrgang

April 1946

Heft 1

Verlag der Frankfurter Hefte

Verlagsort: Frankfurt am Main

6

MERKUR

DEUTSCHE ZEITSCHRIFT
FÜR EUROPÄISCHES DENKEN



Gerthold E. Loosig	1
Rudolf Kasser	7
Denis de Rougemont	17
Hans E. Holtmann	26
Jürgen v. Kneipke	28
Fritz A. Kaufmann †	40
Jochims Günther	60
Gang Schneider	78
Jochims Moras	79
Hans Puschke	100

EPITAPH: Fritz Alexander Kaufmann 111

CHRONIK: H. P., Das europäische Caspisch 118 / E. M. Curtis, Abben der
nationalen Souvertt 126 / A. P. P., Die Brüderlichkeit der Pundisten 131
C. Graf P. P., Erkenntnis der Kriegsgewalt 137 / Otto Flak, Erben
der Schllinge 140 / Leopold D. D., Offener Brief an einen Schweizer
Freund 143 / P. S., P. S., 147 / B. v., Heide, Caspisch über den Rhein 149

MARGINALIEN: H. B., M. und D. 156 / G. O., Lchtelberg,
Der des Nachdruck 158 / A. G., Von Entzungen 159

HELLER UND WEGNER VERLAG BADEN-BADEN

1. Jahrgang 1947

1

Erstes Heft

7

4016 Rik 185 2 754

B 40-41

Die Neubelebung des Pressewesens zeigte sich in den ersten Nachkriegsjahren vor allem in einem breiten Zeitschriftenangebot. 1946/47 existierten rund 200 kulturelle Zeitschriften, wobei die politisch-literarische Publizistik besondere Aufmerksamkeit fand. Die „Frankfurter Hefte“, der „Merkur“ und „Die Wandlung“ (Abb. 5–7) wurden in den westlichen Besatzungszonen lizenziert, während der „Ulenspiegel“ (Abb. 8) in Berlin vom Dezember 1945 bis 1950 erschien, zunächst mit einer amerikanischen Lizenz, nach der Währungsreform im sowjetischen Sektor der Stadt. Vor der Währungsreform erreichte der „Ulenspiegel“ eine Auflage bis zu 120 000 Exemplaren.

26

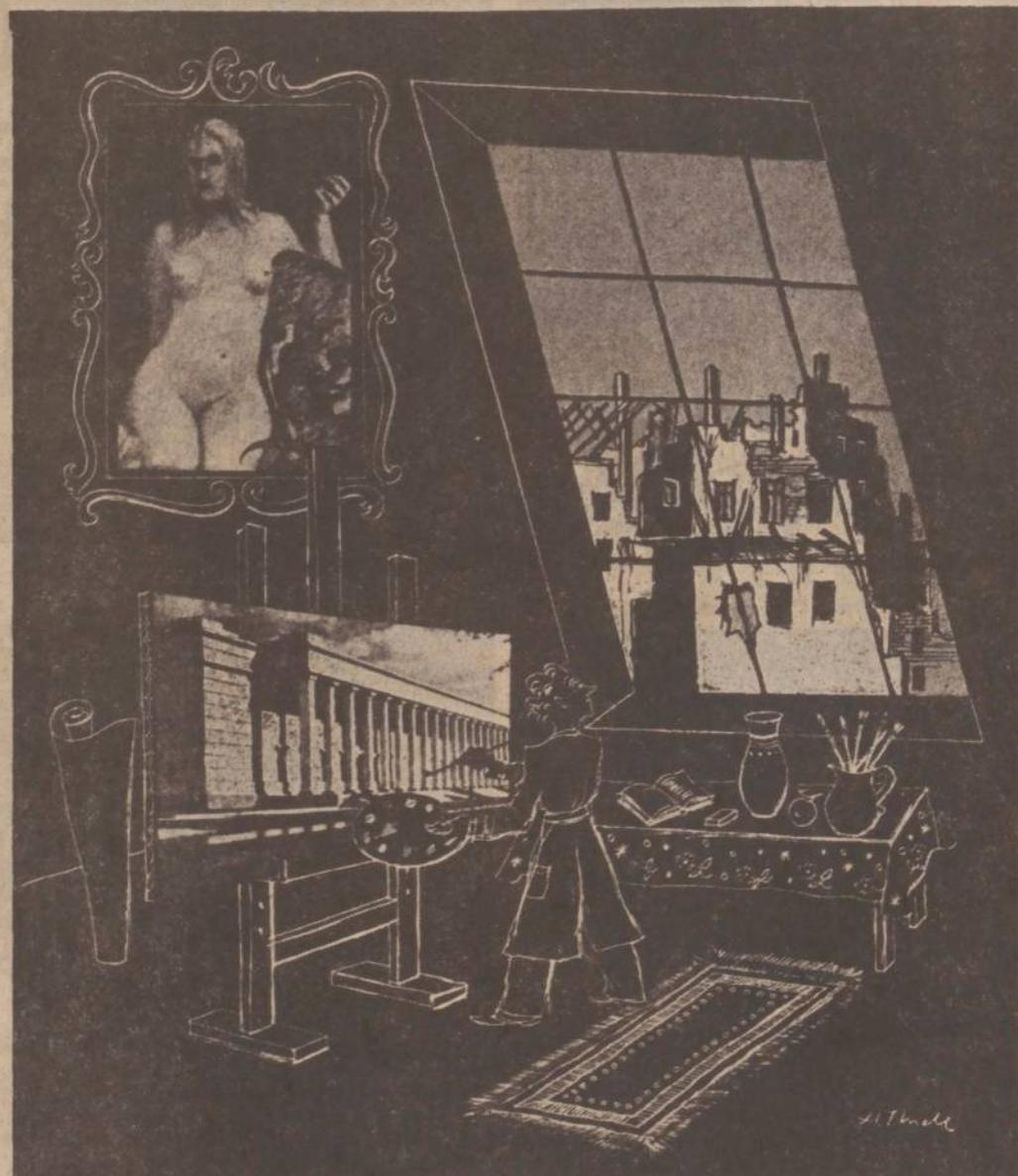
ULENSPIEGEL

LITERATUR • KUNST • SATIRE

HERAUSGEGEBEN VON HERBERT SANDBERG UND GÜNTHER WEISENBORN

DORNRÖSCHEN ERWACHE!

Zeichnung von Herbert Thiele



Die Kunst: „Nanu, stand da nicht eben noch das Tausendjährige Reich?“



Titelblatt 1951



Holzhacken 1948



Kartoffelstoppler 1948



Berlin, Bahnhof Zoo 1948

Den Müttern der ganzen Welt gewidmet 1950

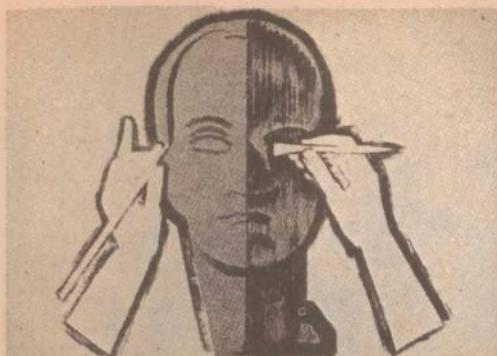


9

Nach der Arbeit (Heimweg) 1951



Conrad Felixmüller: 6 Blätter zu der Holzschnittfolge: „Ich sah und schnitt in Holz“, die der Künstler zwischen 1947 und 1951 in Dresden schuf (© Titus Felixmüller). Die graphische Bildchronik aus „Tagebuchblättern“ schildert den Alltag der ersten Nachkriegsjahre und wurde 1952 in einer Buchausgabe zusammengefaßt. Im Vorwort schreibt Felixmüller: „Das Mitgefühl für die Kämpfe ums Dasein, das Glück und die Niederlagen der Menschen ergriffen mich. So entstand ein kleines Denkmal für die Arbeitenden, die Mütter und die Kinder.“ Der bekannte Expressionist Felixmüller (1897—1977) war von den Nationalsozialisten als „entarteter Künstler“ veremt worden. Nach Kriegsende erhielt er eine Professur für Zeichnen an der Universität Halle (1949—1962), 1967 siedelte er nach West-Berlin über.



ALLGEMEINE DEUTSCHE KUNST AUSSTELLUNG

ALLGEMEINER
SÄCHSISCHER KUNSTKONGRESS
BILDENDE KUNST
ARCHITEKTUR
THEATER·MUSIK
26.-29. OKTOBER
DRESDEN 1946

BAYERISCHE STAATSOOPER MÜNCHEN

Werner Egk
ABRAXAS

Ein Faustballett



URAUFFÜHRUNG 6. JUNI

Die 1. Allgemeine Deutsche Kunstausstellung vom 25. August bis 31. Oktober 1946 war mit 250 Künstlern die bedeutendste gesamtdeutsche Kunstschau der Nachkriegszeit. Den Umschlagentwurf für Katalog und Plakat schuf Wilhelm Lachnit (1899—1962). — Das Plakat zu Werner Egks Abraxas entwarf G. Trumpf.



DAS EVANGELIUM DES MARKUS

In der Übersetzung Martin Luthers mit Bildern von Josef Hegenbarth

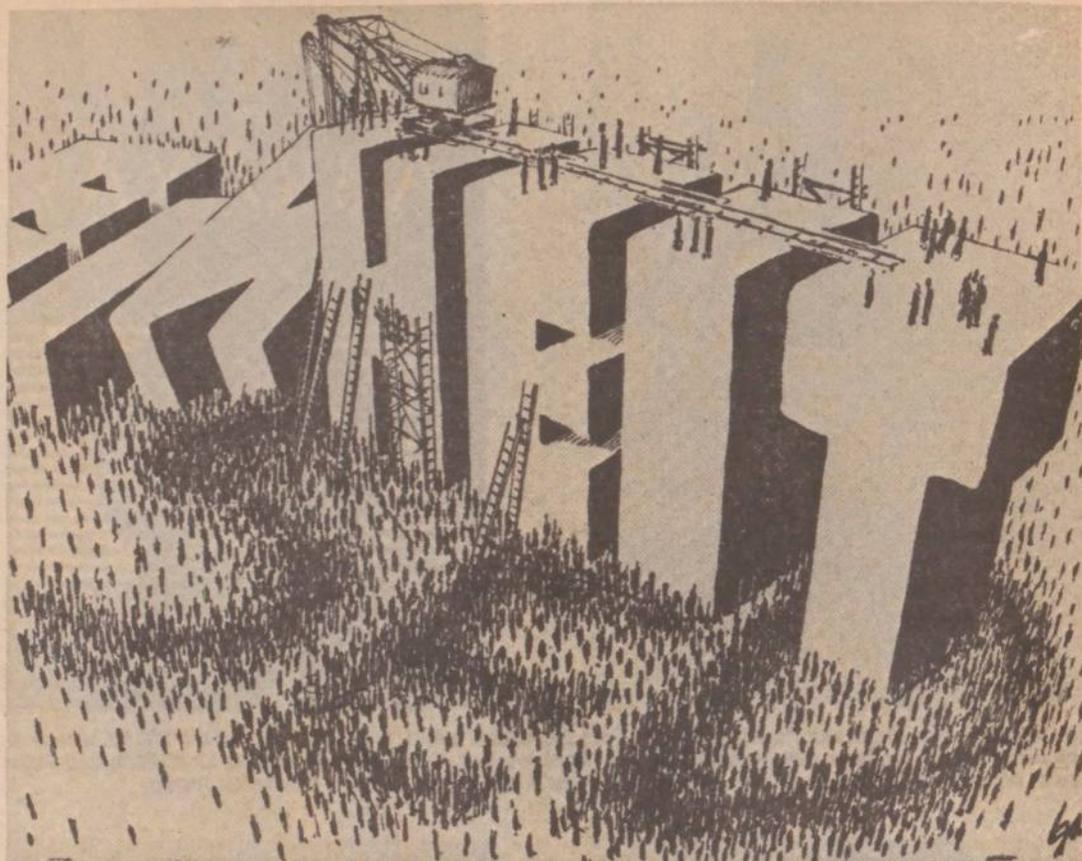
... und ließ eine Taube fliegen



Ein Almanach FÜR KUNST UND DICHTUNG

PARUS-VERLAG · REINBEK BEI HAMBURG

Das illustrierte Markus-Evangelium wurde von der Evangelischen Haupt-Bibelgesellschaft zu Berlin (Ost) 1950 in 5000 Exemplaren ediert. Umschlagzeichnung von Josef Hegenbarth (1884—1962), Dresden. — Von Rolf Italiander und Ludwig Benninghoff herausgegebene Anthologie (1948). Holzschnitt von Gerhard Marcks (1889—1981).



14



15

Ernst Jazdzewski: Pressezeichnung zum II. Parteitag der SED, 1947. (Aus: Die Künstler in der Deutschen Demokratischen Republik. Aus ihrer Geschichte in drei Jahrzehnten. Autorenkollektiv unter Leitung von Hannelore Gärtner, Henschel-Verlag Kunst und Gesellschaft, DDR-Berlin 1979, Abb. 11).

Der II. Parteitag der SED fand vom 20. bis 24. September 1947 in Berlin statt. In der Entschließung des Parteitages wurde der „Kampf um die demokratische Einheit Deutschlands“ zur „dringendsten Aufgabe des deutschen Volkes“ erklärt und ein gesamtdeutscher „Volksentscheid“ gefordert.

Otto Niemeyer-Holstein: Der Zweifler, Holzschnitt 1957. (Aus: Das Meer. 6 Holzschnitte von Otto Niemeyer-Holstein. Texte von Johannes R. Becher, Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig 1982).

Niemeyer-Holstein (1896—1984) hat die Tradition expressionistischer Graphik unter den Anfechtungen der 1948 einsetzenden Kritik am „Formalismus“ in Kunst und Literatur beharrlich weiterentwickelt.



16

Eva Schulze-Knabe: Einer frohen Zukunft entgegen, Linolschnitt 1952 (© VG Bild-Kunst Bonn).

Die in Dresden lebende Eva Schulze-Knabe (1907—1976) war seit 1929 Mitglied der KPD und der „Assoziation Revolutionärer Künstler“ (ASSO). Aktiv im Widerstand tätig, wurde sie 1942 zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Der abgebildete Linolschnitt nimmt Bezug auf den durch die 2. Parteikonferenz der SED im Juli 1952 proklamierten „Aufbau des Sozialismus“ in der DDR und sucht als Reaktion auf die Kritik am „Formalismus“ in der bildenden Kunst eine Synthese zwischen Anklängen expressionistischer Graphik und dem parteioffiziellen sozialistischen Realismus zu finden.

Literatur und Kulturpolitik in der Entstehungsphase der DDR (1945–1952)

Die Akademie der Künste der DDR unterhält in Leipzig eine wissenschaftliche Abteilung für „Geschichte der sozialistischen Literatur“. Aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestehens dieser Forschungsstelle hielt ihr Leiter, Alfred Klein, am 13. April 1984 einen Vortrag unter dem Titel „In diesem besseren Land ...“, den er einer von Adolf Endler und Karl Mickel 1966 herausgegebenen Gedichtsammlung entlehnt hatte. Die DDR wird hier mit einem moralischen Komparativ bedacht, ihr wird — verglichen mit früherer, andersartiger Staatlichkeit oder auch mit der kapitalistischen Bundesrepublik — eine nicht näher beschriebene höhere Qualität verliehen. Auch scharfe Kritiker des realsozialistischen Alltags haben marxistische Lehrsätze über den gesetzmäßigen Ablauf der Geschichte oft so sehr verinnertlicht, daß sie die abstrakte Bewertung, der sozialistisch definierte Teilstaat sei auf jeden Fall „eine ganze historische Epoche weiter“, also fortschrittlicher und folglich besser, beibehielten, wie wenig das auch durch die Wirklichkeit bestätigt wurde.

Alfred Klein erinnert nun in seinem Vortrag daran, daß die frühe Literatur des ersten Jahrzehnts nach dem Kriegsende und auch viele noch später in der DDR erschienene Bücher überhaupt nicht dem Selbstverständnis eines vom größeren Deutschland abgetrennten Staates von eigener gesellschaftlicher Prägung dienen konnten oder wollten. 1945 wurde in der sowjetischen Besatzungszone die Idee einer Renaissance der deutschen Nationalliteratur verkündet. Die angestrebten gesellschaftlichen Umwälzungen wurden lieber mit dem Pathos des Nationalen als mit einem revolutionären Impetus interpretiert, weil außer einer Minderheit deutscher Kommunisten (und natürlich der Roten Armee als dem eigentlichen Machtfaktor) kaum jemand

die neue Gesellschaftsordnung wollte. Die Anrufung des Nationalen sollte den Abstand zwischen den politischen Zielen und der Bevölkerungsmehrheit, die sich diese Ziele nicht zueigen machen wollte, verringern. So verkleidet sich parteiliche Literatur, wenn keine revolutionäre Situation besteht.

Nach Klein, der freilich nationalen Schwung und revolutionären Impuls in der Literatur nicht voneinander trennen will, entstand so ein „Widerspruch zwischen der gesamtnationalen Literaturdoktrin und dem (sozialen) Auftrag der DDR-Schriftsteller, die im Osten Deutschlands entstehenden neuen Handlungs- und Denkweisen zum Gegenstand ihres Schaffens zu machen“. Der Appell an nationale Überzeugungen, auch der Gedanke, die DDR müsse zum Modell für ganz Deutschland werden, erscheint so vor allem als geschickter Schachzug auf dem Feld der Ideologie, auch wenn diese Vorstellungen als unrealistisch, ja als im Kern bloß propagandistisch oder als naive Selbsttäuschung gelten müssen. Klein stellt die Frage, „ob die daraus folgende Literaturprogrammatik nicht eine große heroische Illusion war, ohne die unsere Literatur gar nicht geworden wäre, was sie dann eben geworden ist“¹⁾. Nun mag das Attribut „heroisch“ eine zu feierliche Umschreibung dafür sein, daß man bestimmte Konzeptionen auch in der Rückschau für notwendig, ja unvermeidlich hält — auch ein heldenhafte Scheitern wird nicht zum Sieg —, aber die Erinnerung daran, daß in Aufbruchzeiten eine zukunftsweisende appellative Idee weiter trägt als das Verharren bei pragmatischen Nahzielen, bleibt gültig.

¹⁾ Sinn und Form, 36 (1984) 5, S. 988.

I. Die Strategie der antifaschistisch-demokratischen Erneuerung 1945/1948

1. Johannes R. Becher und Alfred Kurella: Zwei Bilder von Deutschland

Die Führungsrolle, die dem Dichter Johannes R. Becher in der ersten Nachkriegszeit — in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre — zufiel, die er sich gegen manche Widerstände in den eigenen kommunistischen Reihen leidenschaftlich erstritt, erklärt sich auch aus dessen unbedingter, hoch emotionaler Liebe zu Deutschland und seinen Kulturleistungen. Der Verwirklichung seiner Intentionen kam zugute, daß die sowjetische Seite es für erfolgversprechend hielt, an die deutschen kulturellen Traditionen anzuknüpfen.

Aber Becher unterschied sich von den Berufspolitikern der KPD, die — allen voran Walter Ulbricht — so gut wie ausschließlich in Kategorien der Machteroberung und Machterhaltung dachten. Als Emigrant in der Sowjetunion hatte er Schwierigkeiten, sich an die sowjetische Wirklichkeit anzupassen, und er weigerte sich auch, die russische Sprache zu erlernen. Der Chef der Informationsabteilung der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland, Oberst Sergej Tjulpanow, erzählt in seinen Erinnerungen, er habe keinen deutschen Kommunisten gekannt, dem die Emigration so schwer gefallen sei wie Becher. An der Tragödie des deutschen Volkes, am Schicksal „seines“ Deutschlands sei er beinahe zerbrochen. Sowjetische Militärs hätten sich Becher gegenüber oft sehr reserviert verhalten, da die sowjetische Öffentlichkeit — trotz anderslautender politisch-analytischer Erklärungen — auf der psychologischen Ebene Faschismus und „deutsch“ gleichsetzten. „Becher sprach nie vom faschistischen Deutschland. Er sagte stets: Das vom Faschismus verklavte Deutschland.“²⁾ 1942 reagierten sowjetische Frontoffiziere darauf ziemlich verständnislos.

Tjulpanow berichtet davon, daß Bechers nationaler Überschwang auch später in der SBZ manchem Sowjetmenschen verdächtig vorkam, etwa 1947, als eine Broschüre mit einer Rede Bechers gedruckt wurde: „Eines Tages erschienen bei mir einige bestürzte und sogar entrüstete Offiziere mit einem neuen Büchlein von Becher. Es trug den Titel ‚Wir Volk der Deutschen‘. ‚Ich weiß nicht, was ich den-

ken soll‘, sagte einer, ‚das erinnert doch an ‚Deutschland, Deutschland über alles‘. Wenn ich nicht wüßte, daß es sich um Becher handelt ... Und unsere Kulturabteilung wahrt Neutralität und unterstützt ihn sogar.‘ Offen gestanden, auch ich begann darüber nachzudenken — obwohl ich von der Herausgabe des Buches wußte —, ob es taktisch und den Zeitumständen entsprechend exakt genug formuliert war. Becher, mit dem ich darüber sprach, begriff zuerst gar nicht, um was es ging, so natürlich und sogar einzig möglich schienen ihm sein Standpunkt und seine Terminologie.“ Schließlich sei Becher in dem Gespräch sogar offensiv geworden und habe erklärt: „Man kann nicht zum Aufbau aufrufen, kann nicht die noch andauernde Bestürzung der einen, den Pessimismus der anderen, die Zweifel der dritten am morgigen Tag, die Furcht aller vor der Spaltung des Landes überwinden, wenn man den Menschen nicht die Achtung zu sich selbst als Volk anerzieht.“³⁾

Er fieberte darauf, endlich nach Deutschland zurückkehren zu können, was ihm im Juni 1945 endlich ermöglicht wurde. Am 22. Juni schrieb er an seine noch in Rußland verbliebene Frau Lilly über seine ersten Eindrücke: „Die Autofahrt durch ein Ruinenviertel erschütternd ... rechts und links gespensterhaft, kilometerlang, die Fassaden, wie bereit zum Einsturz, die Trümmerberge und Schutthalden ... Aber Berlin ist Berlin — wirklich zum Heulen. Man kehrt trotz allem *nicht* in die Fremde zurück. Kinder singen deutsch, Mütter sprechen deutsch ... ich bin *überglücklich*, ... inmitten all der Ruinen ist doch unser Leben, unsere Heimat.“⁴⁾

Solch ein Enthusiasmus bei einem ins Exil Vertriebenen war durchaus ungewöhnlich. Die meisten verfolgten Autoren dachten gar nicht daran, in das zerstörte Deutschland rasch zurückzukehren. Nicht nur, weil sie materielle Entbehrungen, sondern auch, weil sie die geistigen Verwüstungen fürchteten, die die nationalsozialistische Ideologie in den Köpfen der meisten Deutschen hinterlassen haben mußte. Sogar ein so prominenter kommunistischer Kulturfunktionär wie Alfred Kurella suchte deswegen seine sowjetische Exilzeit zu verlängern. Abscheulich und furchtbar

²⁾ Sergej I. Tjulpanow, Erinnerungen an deutsche Freunde und Genossen, Berlin-Weimar 1984, S. 39.

³⁾ Ebd., S. 41.

⁴⁾ Zit. nach: Weimarer Beiträge, 31 (1985) 5, S. 713.

werde es im Nachkriegsdeutschland sein, schrieb er im Frühjahr 1943, und meinte vor allem den desolaten Bewußtseinszustand der Bevölkerung: „eine gute Hälfte im besten Fall niedergedrückt, zermalmt durch das Schuldgefühl. Ein großer Teil endgültig verdorben; die werden sich aus Selbsterhaltungstrieb verbissen in sich verschließen und von Vergeltung, Revanche träumen. Bis sie ausgestorben sein werden, werden sie viel Gesundes anstecken! Der Rest, der Neuanfang will, wird in tausend Vereinen und Parteichen auseinanderstreben.“ Im Februar 1945 beurteilte Kurella die Zukunftsaussichten noch pessimistischer. Auf die wirtschaftliche „Entwaffnung“ und die künftige Zwangsverwaltung Deutschlands hinweisend, prophezeite er: „... so ein Volk kommt für 100 Jahre ins Hintertreffen der Geschichte!“⁵⁾

Gewiß, das sind briefliche, private Äußerungen, die damals nicht an die Öffentlichkeit drangen, aber sie machen die Differenzen klar, die zwischen kommunistischen Intellektuellen bestanden, wenn über die Aussichten der Deutschen spekuliert wurde. „Der Gedanke, alles zu unternehmen, um nach dem Krieg nicht gleich nach Deutschland zurückzukehren, setzt sich immer fester.“⁶⁾ In der vieles entscheidenden Nachkriegszeit zieht Kurella sich in ein kaukasisches Bergdorf zurück, später lebt er noch einige Jahre in Moskau, und erst 1954 siedelt er in die DDR über, wo er als lästiger Dogmatiker psychologisch ungeschickt agiert und nichts dafür tut, das gespannte Verhältnis zwischen der Ulbricht'schen Parteiführung und der Mehrheit der Intellektuellen zu entspannen.

Auch Becher wußte, daß er es in Deutschland vor allem mit einer Bevölkerung zu tun haben würde, die sich im Zustand der Niedergeschlagenheit und des materiellen Elends einer „Ohne-mich-Haltung“ hingab und demzufolge von Politik nichts wissen wollte. Er unterschied vier Gruppen: die Unbelehrbaren, die die Schwierigkeiten auch zu Provokationen ausnutzen würden; dann diejenigen, die bereit waren, neue Wege zu gehen; sowie ferner die Antifaschisten. Die große Masse aber bestehe aus Leuten, „die in eine völlige Apathie gefallen sind, die überhaupt nichts mehr glauben. Der Mann, der früher alles glaubte, wird zum Mann, der nichts mehr glaubt...“⁷⁾

⁵⁾ Briefe Kurellas an Elfriede Cohn-Vossen, zitiert nach: Weimarer Beiträge, 31 (1985) 5, S. 726f.

⁶⁾ Zit. nach: Sinn und Form, 37 (1985) 3, S. 533.

⁷⁾ Johannes R. Becher, GW, Bd. 16, Publizistik II 1939—1945, Berlin-Weimar 1978, S. 431.

Diese nüchterne Analyse lähmte Bechers Gestaltungskraft und Tatendrang aber nicht. Das bestätigt Oberst Tjulpanow, dessen Realitäts-sinn davon ausging, daß „Befreiung“ ein Wort aus dem politischen Vokabular war, jedoch damit das Lebensgefühl der meisten Deutschen damals überhaupt nicht getroffen wurde: „Objektiv war das deutsche Volk vom Faschismus befreit, aber psychologisch betrachtete die Mehrheit der deutschen Bevölkerung ihr Land als besiegt, es hatte kapituliert, und zwar bedingungslos. Dieser Widerspruch im Sein und Bewußtsein beunruhigte Johannes R. Becher nicht.“⁸⁾

2. Die Rolle der sowjetischen Kulturoffiziere

Becher kam zustatten, daß seine kulturpolitische Strategie mit den sowjetischen Interessen übereinstimmte. Das geduldige Vorgehen beim Umgang mit den deutschen Intelligentschichten korrespondierte mit der abwartenden Deutschlandpolitik, die auf Zeitgewinn setzte, weil nicht abzusehen war, ob günstige Umstände die Einflußmöglichkeiten über die sowjetische Zone hinaus auf ganz Deutschland verstärken würden. Außerdem folgten die russischen Besatzungsoffiziere auch der praktischen Erkenntnis, der Erfolg des Wiederaufbaus hänge davon ab, daß man die Erwartungen der meinungsbildenden Schichten beachtete, die in herkömmlichen bürgerlichen Traditionen dachten.

Im Marschgepäck der sowjetischen Kulturoffiziere befanden sich Namenslisten von Kulturschaffenden, die zur Mitarbeit gewonnen werden sollten. Auch Becher und seine Mitarbeiter fuhren im Sommer 1945 stundenlang durch das zerstörte Berlin, um sie zu suchen. So rasch wie möglich — nämlich solange die westlichen Alliierten ihre Sektoren noch nicht besetzt hatten — sollte das Kulturleben wieder in Gang gebracht werden, sollten die Bühnen wieder spielen, obwohl es an allem fehlte: vom Nagel fürs kärgliche Bühnenbild bis zum Textbuch fürs Rollenlernen.

Schon im Mai 1945, nur wenige Tage nach der deutschen Kapitulation, fanden im „Haus des Rundfunks“ in der Masurenallee und im Titania-Palast im Bezirk Steglitz Sinfoniekonzerte statt. Der erste Berliner Stadtkommandant, Generaloberst Bersarin, kümmerte sich energisch um die schnelle Eröffnung der Berliner Theater. Ein Befehl der SMAD gab ihnen bereits am 16. Mai 1945 Spielerlaubnis. Der erste

⁸⁾ Tjulpanow (Anm. 2), S. 40.

Theaterabend im zerstörten Berlin kam am 27. Mai im Renaissancetheater zustande, nachdem die Premiere zweimal wegen Stromausfall abgesagt werden mußte. Es war ein heiterer Anfang: Man spielte den unverwüstlichen Schwank „Der Raub der Sabinnerinnen“. Am 15. August eröffnete Karl Heinz Martin, ein Regisseur, der in den zwanziger Jahren mit Stücken Ernst Tollers und Walter Hasenclevers bekannt geworden war, das Heibel-Theater mit Brechts „Dreigroschenoper“. 1946 ließ er antifaschistische Zeitstücke wie Friedrich Wolfs „Professor Mamlock“ und Günter Weisenborns „Die Illegalen“ folgen. Zum Leiter des Schloßparktheaters wurde Boleslav Barlog ernannt.

Als Theateroffizier fungierte der damals knapp dreißigjährige Major Ilja Fradkin, ein liberaler Mann, der erst kürzlich in einem längeren Gespräch davon berichtete, wie sympathisch ihm die nichtkommunistischen Antifaschisten waren, etwa der Schauspieler Ernst Legal, der spätere Intendant der Deutschen Staatsoper Berlin, oder der im amerikanischen Sektor wohnende Boleslaw Barlog⁹⁾. Diese deutschen Intellektuellen habe er nie als Feinde betrachtet, auch die konservativen Demokraten habe er geschätzt. Fradkin hatte freilich das Glück (oder Unglück), recht früh wieder nach Moskau abberufen zu werden, wo er später eine Brecht-Biographie für sowjetische Leser schrieb. So mußte er nicht miterleben, wie die Konfrontation des Kalten Krieges und spätstalinistischer Druck diese rasch vorübergehende Idylle des künstlerischen Pluralismus zerbrachen.

Fradkin deutet auch an, daß manche Unterhaltungen schwierig und peinlich für ihn waren, etwa die mit den Malern Heinrich Ehmsen, Carl Hofer und Max Pechstein, die ihn unerwartet in Karlshorst aufsuchten. „Sie wollten wissen, welche Vorstellungen über die bildende Kunst zur Zeit in der Sowjetunion herrschten. Ob avantgardistische Strömungen, die ihnen aus den zwanziger Jahren bekannt waren, noch vorhanden seien und dergleichen andere Fragen stellten sie. Ich muß offen sagen, es war zu dieser Zeit kein leichter Gesprächsstoff für mich.“¹⁰⁾ Er konnte seinen deutschen Gästen ja nicht sagen, daß alle diese experimentierenden Richtungen (und viele ihrer Exponenten) längst

der Stalinschen Kunstdiktatur zum Opfer gefallen waren.

Die Kulturoffiziere — hervorragende Kenner der deutschen Sprache, Literatur und Musik — konnten, weil sie die wirkliche Macht verkörperten, mit vielem aushelfen, was fehlte, und auf diese Weise den Bühnenbetrieb in Gang halten. Auch durch die zusätzliche Zuteilung von Lebensmittelpaketen oder Kohlen Gutscheinen wurden die Künstler gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen bevorzugt. Selbst wer nicht ganz unangefochten durch die Nazijahre gekommen war, wurde, wenn er nur ein Künstler war, in Gnaden angenommen.

3. Der großzügige Umgang mit der „bedingt schuldigen“ Künstlerprominenz

Falls die deutschen Kommunisten darüber zu entscheiden gehabt hätten, wäre manche „Entnazifizierung“ wohl kaum glimpflich abgelaufen. Ironisch riet ihnen Oberst Tjulpanow, bei Karl Marx nachzulesen. Verwirrt entgegneten sie, bei dem großen Klassiker könnten sie nichts über die Entnazifizierung von Schauspielern und Dirigenten finden. Eben, meinte Tjulpanow, Marx habe überhaupt wenig über Musikanten und Komödianten geschrieben, desto mehr über Fabrikanten. Man müsse also die Konzernchefs entmachten, Komödianten und Musikanten gegenüber könne man aber großzügig sein, selbst dann, wenn sie den Nazigrößen aufgespielt hätten¹¹⁾.

Der berühmte Wilhelm Furtwängler hatte sich zum Beispiel zur Freude der sowjetischen Kulturoffiziere bereit erklärt, im Haus des Rundfunks zu dirigieren. Wilhelm Girnus, der damals beim Berliner Sender arbeitete, berichtet davon, daß die deutschen Kommunisten darüber murrten. Zwar hatte Furtwängler mit den Nazis 1935 einmal einen Streit wegen Hindemith, aber er arrangierte sich später mit ihnen. Für die sowjetischen Kontrollgremien war das unwichtig. Da die Amerikaner den Auftritt „bei den Russen“ ungern sahen, sollte das Konzert unbedingt stattfinden, auch nachdem der prominente Künstler seine Gagenforderung plötzlich verdoppelt hatte. Das war keine prinzipielle Frage, es wurde gezahlt, das Konzert fand statt. Als hingegen der Chefdirigent des Orchesters, Professor Artur Rother, auf einer politischen Kundgebung mit Konrad Adenauer in West-

⁹⁾ Vgl. Boleslaw Barlog, Theater lebenslänglich, München 1981. Über Erfahrungen mit sowjetischen Kulturoffizieren bes. S. 80—85.

¹⁰⁾ Interview mit Fradkin, in: Film und Fernsehen, 13 (1985) 5, S. 19.

¹¹⁾ Heinz Willmann, Steine klopft man mit dem Kopf, Berlin (Ost) 1977, S. 311.

Berlin das Deutschlandlied intonierte, wurde die Situation ganz anders bewertet: „Rother selbst hatte das Vertrauen gebrochen, das man ihm gewährt hatte. Das Band war zerrissen, er durfte das Rundfunkhaus nicht mehr betreten. Das war die Schlußfolgerung, die in einer Beratung zwischen der Leitung des Berliner Rundfunks und den sowjetischen Kontrolloffizieren in wenigen Minuten gezogen wurde. Hier gab es kein Zögern, kein Schwanken. Das war der kalte Krieg in der Musik. Hier ging es um das Prinzip.“¹²⁾

Das Beispiel zeigt, wie pragmatisch die SMAD vorgehen konnte. Das heutige Verhalten war ihr wichtiger als diese oder jene Charakterschwäche in den vergangenen zwölf Jahren. Ob einer das Mitgliedsbuch der NSDAP besessen hatte, war für sich allein gar nicht so bedeutsam. Aber umgekehrt galt einer, der parteilos geblieben war, deswegen durchaus nicht schon als Antifaschist. Becher meinte dazu: „Die Dinge liegen viel komplizierter, und mancher Nicht-Nazi war in Wirklichkeit ein größerer als derjenige, der in die Partei eingetreten war.“¹³⁾ Formale Entnazifizierungsverfahren wie in den Westzonen hatten hier keine Chance; man wollte freie Hand für pragmatische personalpolitische Entscheidungen behalten und sich nicht in ein Regelkorsett einschnüren. So blieb reichlich Raum für willkürliche Entschlüsse. Wer im Land geblieben war, hatte diesen oder jenen Kompromiß eingehen müssen. Der eine hatte deswegen vielleicht Schuldgefühle, ein anderer befürchtete, man werde noch auf „die Leiche in seinem Keller“ stoßen. Solange man diese Daheimgebliebenen großzügig behandelte, konnte man sie sich und den Ansprüchen der neuen Zeit verpflichten.

Während die Amerikaner z. B. auf Distanz hielten und möglichst viel deutscher Entscheidung überließen, waren die Sowjets an den Details und am persönlichen Umgang mit Künstlern und Wissenschaftlern interessiert, weil sie langfristig das Kulturleben im Sinne der eigenen ideologischen Grundsätze beeinflussen wollten, so daß dieses nicht spontan dem Selbstlauf überlassen werden konnte.

¹²⁾ Wilhelm Girnus, Musik im großen Spiel der Welt, in: ... einer neuen Zeit Beginn. Erinnerungen an die Anfänge unserer Kulturrevolution, Berlin-Weimar 1980, S. 178. Girnus berichtet die Episoden in einer veränderten Fassung, die die politische Reife der Kontrolloffiziere noch mehr hervorhebt, unter dem Titel „Mein Vertrauen“ auch in: Sinn und Form, 36 (1984) 5, S. 952—955. Vgl. Hans Borgelt, Das war der Frühling von Berlin, München 1980. Über Furtwängler bes. S. 201—219.

¹³⁾ Zit. nach: Weimarer Beiträge, 31 (1985) 5, S. 740.

Die Amerikaner hätten da eine ganz andere Einstellung gehabt, meint Ilja Fradkin, und beschreibt sie relativ sachlich so: „Wir sind in einem Land des besiegten Feinds und müssen darüber wachen, daß er nicht wieder in seiner Gefährlichkeit und Aggressivität aufersteht. Was Kultur, Literatur und Kunst angeht, so ist das Sache der Deutschen; uns interessiert es nicht.“¹⁴⁾

Die verständnisvolle Kulturpolitik stand in einem scharfen Kontrast zu dem harten Vorgehen gegen den „Klassenfeind“, der sich den innenpolitischen Umwälzungen widersetzte, die sich vor allem an der ökonomischen Basis durch Enteignungen in Industrie und Landwirtschaft vollzogen. Unerwünschte Aktivitäten der bürgerlichen Parteien in der Provinz wurden mit Inhaftierungen beantwortet, auch sozialdemokratische Gegner der Gründung der SED von Militärtribunalen zu den obligaten 25 Jahren Haft verurteilt. In die Internierungslager gerieten nicht nur die ehemaligen Hauptstützen des NS-Regimes. Unmittelbar nach Kriegsende wurden auch zwei berühmte Schauspieler, die letzten Intendanten zweier zerstörter Berliner Bühnen, Heinrich George vom Schiller-Theater und Gustaf Gründgens vom Preußischen Staatstheater, in Lager gebracht. Ein Ost-Berliner Nachschlagewerk vermerkt unter dem Stichwort „George“ bislang dazu nur: „1945 Verhaftung G. s aufgrund seiner polit. Tätigkeit und Verantwortungslosigkeit im Faschismus.“¹⁵⁾ Daß er 1946 im Lager Sachsenhausen verstarb, wird verschwiegen. Unabhängig davon wird er aber in der Theaterliteratur der DDR als einer der größten deutschen Schauspieler gewürdigt.

Gustaf Gründgens hatte das Glück, daß der von der Roten Armee aus dem Zuchthaus Brandenburg befreite Sänger und Schauspieler Ernst Busch bei den Russen zu seinen Gunsten intervenierte. Die beiden hatten vor 1933 gemeinsam in Kiel auf der Bühne gestanden. Busch gab zu Protokoll, daß sich nur Gründgens für ihn eingesetzt habe, als er Ende 1942 als Hochverräter von der Gestapo verhaftet worden war: „Gründgens hat sich nicht gescheut, um mir zu helfen, dem Kammergericht eine schriftliche Erklärung einzureichen, in der er mich wahrheitswidrig als völlig unpolitisch hingestellt hat, und in der er für mich eingetreten ist. Was er damit in seiner Stellung riskierte, wird jedem klar sein, der weiß, wie ich im Ausland gegen den Fa-

¹⁴⁾ Fradkin (Anm. 10), S. 18.

¹⁵⁾ Trilse/Hammer/Kabel, Theaterlexikon, Berlin (Ost) 1977, S. 187.

schismus gearbeitet habe, und weiß, wie die Gestapo mit Leuten umzugehen pflegte, die sich für Kommunisten einsetzten.¹⁶⁾ Gründgens kam frei, er ging ans Deutsche Theater in der Berliner Schumannstraße, spielte in Sternheims „Der Snob“ die Titelrolle und inszenierte die deutsche Erstaufführung des sowjetischen Märchenstücks „Der Schatten“, nicht ohne mit Alexander Dymshiz, dem Leiter der SMAD-Kulturabteilung, in einen Briefwechsel über die Regiekonzeption einzutreten. Am 3. April 1947 hatte die Aufführung, die als ein Höhepunkt des Berliner Nachkriegstheaters gilt, Premiere.

Auch der linksbürgerliche Theaterkritiker Herbert Ihering konnte im Berliner Kulturleben wieder eine gewichtige Rolle spielen, obwohl er nicht emigriert war, sondern als Dramaturg gearbeitet hatte. Unter den Büchern, die er während des Dritten Reichs veröffentlicht hatte, befand sich auch eines, in dem er die Leistungen von Emil Jannings in ‚staatspolitisch wertvollen‘ NS-Filmen rühmte. Es gab dennoch keinen Grund, seine humanistische Gesinnung in Zweifel zu ziehen, und jetzt zählte vor allem, daß er während der Weimarer Republik Brecht, Toller, Piscator und andere linke Autoren und Regisseure vor reaktionären Anfeindungen in Schutz genommen hatte.

4. „Trotz einiger Irrungen“ — bürgerliche Schriftsteller der „inneren Emigration“ als Garanten der geistigen Wiedergeburt: Kellermann, Fallada, Hauptmann

Zu den Schriftstellern aus der „inneren Emigration“, die zur Mitarbeit gewonnen werden konnten, gehörte auch Bernhard Kellermann, dessen Welterfolg „Der Tunnel“ (1913) wegen seiner spannenden Handlung und wegen seiner antikapitalistischen Tendenz auch in der Sowjetunion sehr geschätzt wurde, wo auch sein von den Nazis verbotener antimilitaristischer Roman „Der neunte November“ (1920) bekannt war, den sein Autor in einer bearbeiteten Fassung 1946 wieder herausbrachte.

Von einem so populären Mann wie Hans Fallada erwartete Becher, der den Romancier der kleinen Leute sehr schätzte, massenwirksame Bücher, die bei der Umerziehung des deutschen Volkes gute Dienste leisten sollten. Die Rote Armee hatte ihn zunächst als Bürger-

meister des Dorfes Feldberg eingesetzt, bis der von Alkohol und Rauschgift zerrüttete Erfolgsschriftsteller nach Berlin übersiedelte. Wie umsichtig Becher vorging, zeigt die Entstehungsgeschichte des Romans „Jeder stirbt für sich allein“ (1947). Als sein enger Vertrauter Heinz Willmann eine Gestapo-Akte über die Hinrichtung eines Ehepaares fand, das gefühlsmäßig und unorganisiert Widerstand gegen die NS-Herrschaft geleistet hatte, wollte er sogleich selber eine Reportage darüber schreiben. Becher war dagegen und redete ihm das mit dem Hinweis aus: „Schriftsteller mit bekanntem Namen schweigen. Ist es nicht besser, du hilfst, sie zum Schreiben zu bringen?“¹⁷⁾ Willmann ging daher mit der Akte zu Fallada und überredete den Zögernden zu dem Roman über die Quangels. Becher sorgte auch für den Druck der düsteren autobiographischen Bekenntnisbücher „Der Alpdruck“ (1947) und — aus dem Nachlaß — „Der Trinker“ (1950), obwohl er sich damit heftige Kritik von orthodoxer kommunistischer Seite einhandelte, die auf optimistische, lebensbejahende Werke aus war.

Am meisten sorgte sich Becher um das Schicksal des im oberschlesischen Agnetendorf lebenden greisen Gerhart Hauptmann. Im Herbst 1945 fuhr er in einer abenteuerlichen Autoexpedition von Berlin aus dorthin. In seiner Begleitung befanden sich auch zwei sowjetische Offiziere. Einer von ihnen, Grigorij Weiss, Journalist bei der von der SMAD herausgegebenen „Täglichen Rundschau“, berichtet darüber in seinen Memoiren ausführlich und höchst anschaulich¹⁸⁾. Weil man repräsentative Persönlichkeiten zur Vertrauensbildung brauchte, spielte die widersprüchliche, keineswegs ‚lupenreine‘ Haltung des Dichters während der braunen Diktatur jetzt keine Rolle. Nachdem Hauptmann am 6. Juni 1946 verstorben war, fand in Stralsund ein Trauerakt statt, auf dem auch Oberst Tjulpanow eine Gedenkrede für den „weisen Patriarchen“ hielt, der „trotz einiger Irrungen entschieden zu den fortschrittlichen Geistern zählt.“ Der Leiter der sowjetischen Informationsabteilung vermied jegliche politische Konkretheit und benutzte — ähnlich wie Becher in den Reden jener Jahre — eine vage Licht-Dunkel-Metaphorik: „Ja, gerade heute, in der Zeit der Überwindung seiner tiefsten Krise und zugleich im Moment des entschei-

¹⁶⁾ Ernst Busch, Bekenntnis zu Gustaf Gründgens, in: Verweile doch ... Erinnerungen von Schauspielern des Deutschen Theaters Berlin, hrsg. von Renate Seydel, Berlin (Ost) 1984, S. 765—767.

¹⁷⁾ Heinz Willmann, Trümmer—Ideen—Aufbruch, in: Sonntag, 30. Juni 1985. Vgl. auch Willmann, Steine ... (Anm. 11), S. 293—297.

¹⁸⁾ Grigorij Weiss, Am Morgen nach dem Kriege, Berlin (Ost), S. 115—190.

denden Wendepunkts seiner Geschichte, braucht das deutsche Volk Propheten der Humanität und Demokratie, die es aus der Finsternis ins strahlende Licht führen dürfen. Die Bereitwilligkeit Hauptmanns, trotz hohen Alters seine große Pflicht gegenüber dem deutschen Volke zu erfüllen, ist weltbekannt. Kurz nach dem Zusammenbruch Hitlerdeutschlands, als die ersten Spuren der Morgenröte einer neuen Entwicklung seiner Heimat erschienen, hat er seine Stimme für diese neue Epoche erhoben.¹⁹⁾ Als der Dichter wunschgemäß auf der Insel Hiddensee beige-
setzt wurde, sprachen am offenen Grabe der Kommunist Wilhelm Pieck und — ausgerechnet — der Schauspieler Otto Gebühr, der „Fridericus Rex“-Darsteller unzähliger reaktionärer Preußen-Filme, Worte des Gedenkens.

5. Angriffe von kommunistischer Seite auf die Bündnispolitik

Kämpferisch gesinnte deutsche Kommunisten begehrten gegen diese von der Besatzungsmacht betriebene tolerante Kulturpolitik auf. Sie fanden, die Anpassung an die überkommenen Traditionen werde zu weit getrieben, sie berge in sich die Gefahr des Opportunismus. Erich Weinert zum Beispiel zeigte sich recht reserviert, was gelegentlich zu Spannungen führte, da der aggressive Satiriker in der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung für die Genehmigung von Verlagsprogrammen und die Papierzuteilung, aber auch für die Zusammenstellung der „Liste der auszusondernden Literatur“ — also die (abermalige) Säuberung der Bibliotheken — zuständig war. Becher hingegen, der Mann der öffentlichkeitswirksamen Reden, besaß solche Verwaltungsbefugnisse nicht²⁰⁾. Vielleicht, so erklärte am 17. Mai 1947 Erich Weinert in Schaffhausen als Gastredner beim Schweizerischen Schriftstellerverband, sei man mit Hauptmann, Fallada und ähnlichen Schriftstellern zu nachsichtig verfahren. „Ob die Auffassung richtig ist, wird sich einst erweisen, wenn einmal Gewinn und Verlust aus diesem Verfahren abgewogen werden können. Wir wollen keine Pharisäer sein, aber wir

werden die Grenzen nicht verwischen lassen, die uns von denen trennen, mit denen wir keine Gemeinschaft mehr haben wollen. Sollen sie dankbar sein, wenn ihnen nicht mehr geschieht, als daß ihnen das Recht auf Bewährung eingeräumt wird.“²¹⁾

Wenn es in der Öffentlichkeit schon solche Gegenstimmen gab, darf man kräftigere Interventionen hinter den Kulissen vermuten. Ein Beispiel dafür ist kürzlich erst aus den Materialien des Becher-Archivs veröffentlicht worden. Mitbegründer des Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller — KPD-Genossen aus den zwanziger Jahren, die in der Nazizeit verfolgt und eingesperrt worden waren, wie Kurt Huhn oder Hans Lorbeer — wandten sich tief mißtrauisch und sarkastisch in Briefen an Becher. So schrieb Lorbeer, mit dem Becher Ende der zwanziger Jahre eng befreundet gewesen war, im Dezember 1945: „Die Herren nehmen ihr Plätze schon ein. Sie werden den Ton angeben, den Text bestimmen. Ich würde mich nicht wundern, wenn auch die Herren Pohl, Barthel, Binding, von der Vring und ähnliche sich einfänden. Herr Fallada ist ja schon da, Herr Heinrich Mann, der der ‚demokratischen‘ Gummiknüppelpolizei im schönen Preußenland damals so hoherzige Worte zu sagen wußte, Herr Hauptmann und wie sie alle heißen.“²²⁾

Lorbeer war auf den Positionen stehengeblieben, die in der Weimarer Republik das Erstarren der nationalsozialistischen Kräfte begünstigten: alle Nichtkommunisten sind gleichermaßen Gegner. Becher weist das unterstellte Einebnen aller Unterschiede zurück und erklärt das abwegige Urteil über Heinrich Mann mit Informationslücken. Er spürt, daß Lorbeer und andere kommunistische Literaten zweiten Ranges, die unter der faschistischen Diktatur persönlich schwer gelitten hatten, sich jetzt zurückgesetzt fühlten. So versuchte er, seine Bündnispolitik zu rechtfertigen und zugleich den unzufriedenen Genossen durch das Lob seiner Verlässlichkeit zu beruhigen: „Als ich nun zurückkehrte, war es meine Hauptaufgabe, so rasch wie möglich alle diejenigen an uns zu binden und zu sammeln, die schwankend waren, die von heute auf morgen wieder in irgendwelche feindlichen Hände geraten konnten, und sie, so gut es ging, irgendwie uns zu verpflichten. Dieses ‚uns‘ allerdings bedeutet kein uns im engeren Kreise, sondern ein uns im Sinne einer wirkli-

¹⁹⁾ Tjulpanow (Anm. 2), S. 13.

²⁰⁾ Zu den Problemen der Bibliotheken siehe den Aufsatz von Ingeborg Münz-Koenen, Literaturverhältnisse und literarische Öffentlichkeit 1945—1949, in: Literarisches Leben in der DDR 1945—1960, Berlin (Ost) 1979, S. 63—74. Dymischiz berichtet, wie Weinerts lautes Agitieren bei deutschen Zuhörern im Unterschied zu Bechers ruhiger Argumentation nicht ankam. Alexander Dymischiz, Ein unvergeßlicher Frühling, Berlin (Ost) 1970, S. 293f.

²¹⁾ Neue Deutsche Literatur, 28 (1980) 4, S. 23f.

²²⁾ Zit. nach: Weimarer Beiträge, 31 (1985) 5, S. 730f.

chen freiheitlichen demokratischen Entwicklung. So ergab es sich, daß diejenigen, auf die man sich fest verlassen konnte, wie Du, nicht sozusagen zuerst zum Zuge kamen, was notwendigerweise ... bei dem oder jenem Verbitterung auslösen mußte. Aber aus dieser Verbitterung heraus soll man nicht übertreiben und soll versuchen, die Dinge ein bißchen nüchtern und objektiv zu sehen."²³⁾

In ähnlicher Weise erklärte Becher dem in Prag lebenden Literaturwissenschaftler Paul Reimann, daß „wir uns nicht wieder nach bewährtem proletkultistischem Muster avantgardistisch isolieren dürfen und als eine winzige Zahl von ‚chemisch reinen‘ Schriftstellern einer überwältigenden Masse von Reaktionären gegenüberstehen“²⁴⁾.

6. Der Kulturbund und sein Aufbau-Verlag als Plattform für Umerziehung und „Klärung der Fronten“

Am 25. Juni 1945 hatte die sowjetische Militärkommandantur den „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ auf Antrag Bechers erlaubt. Dieses Antrags- und Genehmigungsverfahren war freilich nur ein formales Spiel. Über die Methode, wie die aufbauwilligen Kräfte der deutschen Intelligenz, Wissenschaftler, Künstler und Studenten, zusammenzufassen seien, hatte es schon 1944 in Moskau detaillierte Absprachen gegeben. Die Idee dazu kam von Georgi Dimitroff, auch die Namensgebung erfolgte auf dieser Unterredung, an der neben Becher noch Pieck und Ulbricht teilnahmen²⁵⁾. Die Bezeichnung traf die moralische Aufgabe nach der Zerschlagung des Hitlerstaates recht genau und vermied zugleich die Orientierung auf eine bestimmte gesellschaftliche Struktur der anzustrebenden neuen Ordnung. Unter „demokratisch“ konnte jeder das Seine verstehen, und das Wort von der Erneuerung umspannte sowohl konservativ-humanistische wie politisch-revolutionäre Vorstellungen von der Zukunft. Erneuerung war ja nicht etwas ganz und gar Neues, gar Kulturrevolutionäres — sie zielte vielmehr auf die Wiedergewinnung guter alter Traditionen, auf die Wiederherstellung einer nur beschädigten Grundsubstanz.

Auf der ersten Kundgebung im Großen Sendesaal des Funkhauses in der Masurenallee wurden am 3. Juli 1945 sieben Leitsätze be-

schlossen²⁶⁾. An erster Stelle stand die Verneinung der Naziideologie auf allen Lebens- und Wissensgebieten. Bei der Sichtung der geschichtlichen Gesamtentwicklung wurde das positive Ziel als „Wiederentdeckung und Förderung der freiheitlichen humanistischen, wahrhaft nationalen Traditionen unseres Volkes“ beschrieben. Auch der Wiedererwerb des Vertrauens und der Achtung der Welt stand in den Programmpunkten, deren vorletzter besonders schön und besonders unverbindlich klang: „Verbreitung der Wahrheit. Wiedergewinnung objektiver Maße und Werte.“ Es hätte damals viel Skepsis dazu gehört (und politische Erfahrung im Umgang mit Kommunisten), um in den insgesamt vertrauens-erweckenden Zielsetzungen die Fußangeln zu entdecken, also zu vermuten, die „nationale Einheitsfront der deutschen Geistesarbeiter“ sei letztlich eine Kampfansage gegen den bürgerlichen Pluralismus und die „streitbare demokratische Weltanschauung“ eine verhüllende Metapher für den Marxismus-Leninismus.

Auch die geschickte Personalpolitik stand im Zeichen der Vertrauensbildung. Als sich am 8. August 1945 die Leitung des Kulturbundes konstituierte, schlug Becher Bernhard Kellermann mit folgender Begründung zum Präsidenten vor: „Herr Kellermann hat mir gegenüber auch den Vorzug, der nicht gering zu achten ist, daß er zwölf Jahre in Deutschland blieb. Er hat sich hier in Deutschland hochanständig verhalten. Das ist ein großes Plus. Aus allen diesen Gründen bin ich zu dem Entschluß gekommen, daß Herr Bernhard Kellermann der richtige Kandidat für den Posten des Präsidenten ist. Durch seine Bücher, die eine hohe Auflage haben, ist er bekannter als ich es bin. Ich kenne die Grenzen meiner Arbeitsfähigkeit genau und handle aus kulturpolitischer Zweckmäßigkeit, wenn ich diesen Vorschlag mache.“²⁷⁾ Die kulturpolitische Zweckmäßigkeit bestand darin, daß die repräsentativen Funktionen lieber Bürgerlichen überlassen wurden, während die Kommunisten Wert darauf legten, den Apparat voll unter Kontrolle zu behalten. Im Fall des Kulturbunds war das dadurch garantiert, daß der Posten des Generalsekretärs mit dem kommunistischen Journalisten Heinz Willmann besetzt wurde.

Die Anwesenden schlossen sich aber dem Personalvorschlag Kellermann nicht an. Viel-

²³⁾ Ebd.

²⁴⁾ Weimarer Beiträge, 31 (1985) 5, S. 740.

²⁵⁾ Weimarer Beiträge, 31 (1985) 5, S. 713.

²⁶⁾ Um die Erneuerung der deutschen Kultur. Dokumente 1945—1949, Berlin (Ost) 1983, S. 68—70.

²⁷⁾ Weimarer Beiträge, 31 (1985) 5, S. 717f.

mehr wurde Becher einstimmig zum Präsidenten gewählt, nach der besonders aktiven Fürsprache des evangelischen Pfarrers Otto Dilschneider und Ferdinand Friedensburgs, des nachmaligen CDU-Politikers, der sich in späteren Jahren der Gleichschaltungspolitik der SED entschieden widersetzte und deswegen — gemeinsam mit dem gleichgesinnten Ernst Lemmer — in den zeitgeschichtlichen Darstellungen aus der DDR gemeinhin als reaktionärer Störenfried bezeichnet wird. Kellermann und der wenige Jahre später als Formalist attackierte Maler Carl Hofer wurden Vizepräsidenten; Gerhart Hauptmann hatte die Ehrenpräsidentschaft schon bei Bechers Besuch in Agnetendorf angenommen. Dem 26köpfigen Präsidialrat gehörten nur wenige Kommunisten (Anton Ackermann, Robert Havemann, Hans Mahle und Otto Winzer) an.

Am 18. August 1945 erlaubte die SMAD „die Tätigkeit des Kulturbundverlags unter der Bezeichnung „Aufbau-Verlag GmbH“ und die Verbreitung der von diesem herausgegebenen Druckschriften.“ Eine Liste von vorrangig zu veröffentlichenden Werken hatte Becher schon im März 1945 der KPD-Führung vorgelegt. Kommunistische Autoren — darunter er selbst, Willi Bredel, Erich Weinert, Friedrich Wolf, die Seghers und Brecht — waren in der Minderheit. Als mindestens ebenso wichtig galten die Romane von Heinrich und Thomas Mann, Lion Feuchtwanger und Arnold Zweig. Nach zwei Jahren lagen fast hundert Veröffentlichungen in einer Gesamtauflage von mehr als zweieinhalb Millionen Exemplaren vor. Besonderen Erfolg hatte der Verlag mit Theodor Pliviers „Stalingrad“ (154 000 Exemplare), Alexander Abuschs „Irrweg einer Nation“ (80 000), mit Horst Lommers satirischen Versen „Das tausendjährige Reich“ (70 000) sowie den Romanen „Das siebte Kreuz“ von Anna Seghers (60 000) und „Abschied“ von Becher (50 000).

Das erste Heft des „Aufbau“, einer laut Untertitel „kulturpolitischen Monatsschrift mit literarischen Beiträgen“, erschien im September 1945 mit einer Auflage von 50 000 Exemplaren. Wegen der großen Nachfrage wurde sie ständig erhöht und stieg im März 1946 auf 150 000 Stück, die in ganz Deutschland Verbreitung fand. Die Zeitschrift war attraktiv durch ein vielfältiges Bild unterschiedlicher Meinungen. Die sowjetischen Offiziere übten die Zensur großzügig aus. In jener bunt-chaotischen Zeit hingen Eingriffe oft von subjektiven Vorlieben ab. So berichtet Ernst Niekisch, daß ein Aufsatz gegen Richard Wagner nicht

gedruckt wurde, weil der Zensor ein Wagner-Fan war. Erst unter seinem Nachfolger, der von Musik nichts verstand, konnte der Beitrag erscheinen²⁸). Über ideologische Grundsatzzfragen sollte in den Spalten des „Aufbau“ gerade nicht diskutiert werden. Chefredakteur Klaus Gysi (seit dem April-Heft 1946) begründete im Juni 1947 unter der Überschrift „Überparteilichkeit und Diskussion“, warum „entsachlichende Polemik“ nicht Sache des Kulturbunds sein könne²⁹). Eine Debatte über den Marxismus sei (noch) unnützlich, weil nach den zwölf Hitlerjahren dessen Kenntnis nicht vorhanden sei. Es wäre politisch in der Tat ganz unklug gewesen, wenn die kommunistische Minderheit unter den Intellektuellen damals auf dem Felde der Kultur Entscheidungsschlachten zwischen marxistischer und bürgerlicher Ideologie riskiert hätte.

7. Schriftstellerkongreß 1947: Die brüchige Gemeinsamkeit von Exilierten und Daheimgebliebenen

Sowohl die Erste Bundestagung des Kulturbunds (19.—21. Mai 1947) als auch der Erste Deutsche Schriftstellerkongreß (4.—8. Oktober 1947) wurden als gesamtdeutsche Sammlungsbewegungen organisiert. Ehrenpräsidentin des vom Kulturbund einberufenen Autorentreffens war Ricarda Huch. Noch einmal gelang es Becher, sein Versöhnungskonzept durchzuhalten. Unter dem Leitwort „Vom Willen zum Frieden“ berief er sich auf Claudel und Bergengruen, auf Rilke und Thomas Mann und betonte das gemeinsame Schicksal der Deutschen, ganz gleich, ob es sich um Flüchtlinge, Kriegsgefangene oder in der Heimat Gebliebene handle. Die Politik sollte sich die Literatur nicht einfach dienstbar machen dürfen: „Wir haben es erfahren, daß von der Literatur gefordert wurde, sich den politischen Bedürfnissen zu unterwerfen, um so zu einer Art kunstgewerblich aufgeputzten Fassade der Staatsführung zu werden. Die Politik verschlingt die Literatur, wenn nicht die Literatur auf eine ihr eigentümliche und selbständige Art politisch wird.“³⁰)

Mit solcher „Verteidigung der Poesie“ stellte er sich in einen spürbaren Gegensatz zu Reden Weinerts und Bredels auf dem gleichen Kongreß. Das Bündnis-konzept drohte schon

²⁸) Ernst Niekisch, *Erinnerungen eines deutschen Revolutionärs*. Band 2: *Gegen den Strom*, Köln 1974, S. 57f.

²⁹) *Aufbau*, 3 (1947) 6, S. 460f.

³⁰) Becher, *GW*, Bd. 17, *Publizistik III 1946—1951*, Berlin-Weimar 1979, S. 170.

damals in der Konfrontation des Kalten Kriegs zu scheitern, auch wenn Becher und die sowjetischen Berater bei einem Treffen in Ahrenshoop im einzelnen abgesprochen hatten, wie die vermutete westliche Strategie („... die Russen liefern das Essen ... und wir liefern die Ideologie“³¹) zu durchkreuzen sei. Aber der Streit zwischen dem Amerikaner Melvin Lasky und der direkt aus Moskau angereisten sowjetischen Gastdelegation konnte nicht im Sinne Bechers sein³²). Mit Mühe und Not gelang es, ein Abschlußmanifest anzunehmen, in dem die Schriftsteller erklärten, in der deutschen Sprache und Kultur sähen sie „die Gewähr für die unveräußerliche Einheit unseres Volkes und Landes und das Bindeglied über alle Zonengrenzen und Parteien hinweg“³³).

Becher verwandte viel Überzeugungskraft darauf, daß sich die neue deutsche Nationalliteratur als Einheit konstituiere. Sie sollte aus dem Zusammenfluß der beiden während der zwölf Jahre getrennten Ströme der daheimgebliebenen Humanisten und der ins Exil Gezwungenen entstehen. Frontbildungen zwischen äußerer und innerer Emigration verurteilte er scharf, ganz gleich, ob sie aus dem Sektierertum seiner eigenen Genossen herührten oder aus reaktionärer Impertinenz wie bei Frank Thiß, der in einer Kontroverse mit Thomas Mann den Emigranten vorwarf, sie hätten aus ausländischen Logen und Parterreplätzen der deutschen Tragödie zugehört³⁴).

Für die im sowjetischen Exil gewesenen Autoren war es selbstverständlich, sich auch im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands niederzulassen; die meisten kommunistischen „Westemigranten“ folgten ihnen. Sie hatten das Gefühl, sehr erwünscht zu sein, gebraucht zu werden. Ihren Büchern winkten hohe Auflagen; die Hoffnung, Geist und Macht könnten in einer fortschrittlichen Synthese ver-

söhnt werden, ging bei den Sympathisanten um. Wer noch zögerte, wurde durch die Verfolgung während der McCarthy-Zeit zu einem Ortswechsel in Richtung Osten gedrängt. Willi Bredel, Eduard Claudius, Stephan Hermlin, Alfred Kantorowicz, Hans Marchwitza, Ludwig Renn, Bodo Uhse, Erich Weinert und Friedrich Wolf nahmen zum Beispiel ihren Wohnsitz dort. Der linksbürgerliche Arnold Zweig kam aus Haifa zurück. Auch Anna Seghers verhielt sich politisch, nicht sentimental, als sie statt ihrer Geburtsstadt Mainz, ihrer geliebten Heimat am Rhein, die SBZ wählte. Dorthin übersiedelte sie im Februar 1947 aus dem mexikanischen Exil. Sie freute sich, wie sie Becher am 6. April 1946 schrieb, „auf jede harte und klare Arbeit“. Sie war wie viele andere voller Tatkraft, „nach den uferlosen und fruchtlosen Diskussionen und Streitigkeiten der Emigrationsatmosphäre“³⁵). Nach vorsichtiger Prüfung kam Brecht im Oktober 1948 nach Ost-Berlin. Wieland Herzfelde und Erich Arendt kehrten zurück. Hans Mayer und Ernst Bloch nahmen die ihnen angebotenen Lehrstühle an der Leipziger Universität an.

Viele mußten jedoch erleben, daß die politische Entwicklung nicht die von ihnen erhoffte Richtung nahm. Sie haben auf diese Erfahrung unterschiedlich reagiert. Aus ihren Werken und Lebensläufen, Briefen und Selbstzeugnissen ergibt sich eine ganz andere, sehr widersprüchliche Bewußtseins- und Literaturgeschichte, als es die vornehmlich an Parteikonferenzen und Schriftstellerkongressen (und ihren öffentlich verkündeten kulturpolitischen Leitlinien) orientierten, affirmativ-ideologisch vorgehenden Darstellungen wahrhaben wollen.

8. Wertvolle Traditionen, humanistische Grundsubstanz, nationales Erbe — Leitwörter einer kulturellen Renaissance

Daß die vagen Metaphern vom Kahlschlag und der Stunde Null im sowjetischen Einflußbereich die intellektuelle Bewußtseinslage nicht nachhaltig prägten, lag auch daran, daß die gebildeten russischen Deutschlandkenner, die als Kulturoffiziere tätig waren, in ihrem Enthusiasmus für die deutsche Literatur der Vergangenheit Zweifel an deren humanistischer „Substanz“ gar nicht zuließen. Die in Rußland weitverbreitete Bewunderung für die geistigen Leistungen der Deutschen war durch die faschistische Vernichtungsstrategie

³¹) Zeit des Neubeginns, in: Neue Deutsche Literatur, 27 (1979) 9, S. 421.

³²) Kritik am Auftreten von Boris Gorbатов, der auf einer Pressekonferenz gegen die „dem Volksempfinden“ widersprechenden Verse der Anna Achmatowa und gegen den Surrealismus polemisierte, in: Literarisches Leben ... (Anm. 20), S. 148.

³³) Um die Erneuerung ... (Anm. 26), S. 201.

³⁴) Becher lehnte es 1945 sogar ab, an der Anthologie eines schwedischen Verlages „Deutsche Literatur im Exil“ mitzuwirken, da er sich mit manchen der „Stillen im Lande“ mehr verbunden fühle als mit einem Teil der Emigrierten. Ausführlich zu dem Problem: Karl-Heinz Schulmeister, Auf dem Wege zu einer neuen Kultur. Der Kulturbund in den Jahren 1945—1949, Berlin (Ost) 1977, S. 267—277.

³⁵) Neue Deutsche Literatur, 33 (1985) 5, S. 7.

nicht geschwunden. In der Sowjetunion hatte die Experimenten zugeneigte Periode des revolutionären Umbruchs nicht lange gedauert. Traditionelle Hör-, Seh- und Lesegewohnheiten setzten sich nicht nur deshalb durch, weil Lenin, aber auch der für Kulturfragen zuständige Volkskommissar Lunatscharski, von dem auf diesem Gebiet ganz unzuständigen Stalin zu schweigen, persönlich einen konservativen künstlerischen Geschmack besaßen, sondern auch weil die gerade erst alphabetisierten Massen eines rückständigen Landes für differenziert modernistische Ausdrucksformen zunächst noch nicht gewonnen werden konnten.

Auch für die deutschen kommunistischen Funktionäre der ersten Stunde galt die Lösung „Die Kunst dem Volke“, wie Anton Akkermann auf der „Ersten Zentralen Kulturtagung der KPD“ im Februar 1946 verkündete. Sogar ihm ging es mehr um die Wiederherstellung einer unterbrochenen Kontinuität als um den revolutionären Aufbruch zu neuen Ufern. Da man sich selbst längst auf die Standards der bürgerlichen Kultur eingestellt hatte, mußte man sich nicht erst mühsam die Propagierung des kulturellen Erbes als Zugeständnis an die Intelligenzschicht abringen. Wilhelm Piecks Rede auf der Kulturtagung war gespickt mit Zitaten von Kant, Schiller, Goethe und Lessing. Die Delegierten sahen schließlich die — heute legendäre — Aufführung von Lessings „Nathan“ mit Paul Wegener in der Titelrolle. Die Premiere war schon am 7. September 1945 gewesen, und das in der Nazizeit verbotene Stück wurde allein 1946/47 in 80 000 Exemplaren als Reclam-Heft des bis 1950 noch von der Familie Reclam geführten Leipziger Verlags verkauft.

Das Bekenntnis zur Toleranz erwies sich nicht als dauerhaft, aber das zum kulturellen Erbe sehr wohl. Die besondere Wertschätzung der Klassik erklärt sich also nicht nur daraus, daß ihr „Ideeengehalt“ von breiten Schichten akzeptiert wurde. Die kommunistische Funktionärselite hatte selbst diese Kulturwerte verinnerlicht.

Die passenden Argumente lieferte u. a. Georg Lukács, der geschickte Sozialpsychologe, der für viele junge Deutsche in der SBZ und DDR der ideale Vermittler der marxistischen Ästhetik wurde. Seine Werke, die der Aufbau-Verlag in rascher Folge edierte, hatte er in der Hauptsache während der Moskauer Emigration in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre verfaßt. Er nutzte das Klima der damaligen Volksfrontstrategie — und schon deswegen paßten die Studien jetzt in die bündnispolitische Konzeption der Nachkriegszeit im sowjetisch besetzten Deutschland. Lukács hatte sich auf die deutsche Klassik und die deutschen (und französischen) Realisten des 19. Jahrhunderts konzentriert und aus ihren Werken vermeintlich allgemeingültige Normen abgeleitet. Nur Autoren unseres Jahrhunderts, die sich in diese Tradition einfügen ließen, mochte er anerkennen, etwa Thomas Mann. Lukács' Autorität wurde aber noch nicht angetastet, als die Kulturpolitiker der DDR sich durch die Forderung, die Literatur müsse direkt die wirtschaftlichen Aufbauziele unterstützen, in einen Gegensatz zu dem berühmten Mann in Budapest brachten. Erst sehr viel später, in der Phase der Entstalinisierung, geriet Lukács in der DDR in Ungnade und wurde als „Revisionist“ verteufelt, weil er ein geistiger Wegbereiter der ungarischen „Konterrevolution“ von 1956 gewesen sei.

II. Die kulturpolitische Verhärtung im Zeichen von Kaltem Krieg und Stalinismus 1948/1952

1. Die allmähliche Umorientierung auf kämpferische Parteilichkeit und sozialistische Gegenwartsthematik 1948/1950

Nachdem die internationale Lage immer stärker von unüberbrückbaren Interessengegensätzen zwischen der Sowjetunion und den Westalliierten bestimmt wurde, beschleunigte sich die ökonomische und politische Auseinanderentwicklung zwischen der SBZ und den Westzonen. Die Währungsreform be-

endete 1948 Illusionen über ein einheitliches Wirtschaftsgebiet, und die Gründung zweier deutscher Staaten 1949 führte dazu, daß jede Seite sich im unversöhnlichen Kontrast zur anderen definierte. Da für die östliche Seite die Möglichkeit entfiel, direkt oder indirekt Einfluß auf die Entwicklung der Westzonen zu nehmen, paßte die vorsichtige, auf Sympathiewerbung gerichtete Kulturpolitik nun nicht mehr in die Landschaft. Vergleich man sie mit der Situation im stalinistischen Mut-

terland, mußte sie ohnehin als systemwidrig gelten. Einige Jahre hatte man ungeduldige Kommunisten, denen die Rücksicht auf die „Bürgerlichen“ zu weit ging, damit getröstet, die Zeit sei noch nicht da, man selbst noch nicht stark genug. Nun schien sie reif, und die Autoren wurden von der SED dazu angehalten, unmittelbar die innenpolitischen, vor allem ökonomischen Ziele in ihrem Werk zu verfolgen.

Dazu berief man unter dem Motto „Künstler und Schriftsteller im Zweijahresplan“ bereits 1948 mehrere Konferenzen ein. Das Angebot weiterer Privilegien ergänzte den moralisch-politischen Druck: Im Frühjahr 1949 wurde eine „Verordnung über die Erhaltung und die Entwicklung der deutschen Wissenschaft und Kultur, die weitere Verbesserung der Lage der Intelligenz und die Steigerung ihrer Rolle in der Produktion und im öffentlichen Leben“ erlassen. Sie enthielt auch die Stiftung von Nationalpreisen in drei Klassen mit Prämien von 25 000 bis 100 000 Mark. Die Bereitschaft der Autoren der älteren und mittleren Generation, als Literaturpropagandisten neuen Typs zu wirken, hielt sich jedoch in Grenzen.

Im Entschließungsentwurf des Politbüros zum III. Parteitag der SED (20.—24. Juli 1950) wurde ein immer stärker spürbares Zurückbleiben des künstlerischen und literarischen Schaffens hinter der Entwicklung des gesellschaftlich Neuen angeprangert. Die Literatur sollte ein wichtiger Kampfabschnitt werden in der Auseinandersetzung mit westlicher Dekadenz und Morbidität. Alexander Abusch veröffentlichte im Sommer 1950 mehrere Artikel, in denen er Kritiker davor warnte, unter dem Vorwand, höchste literarische Qualität zu fordern, Werke zu verreißen, die sich in kämpferisch-parteilichem Geist der Gegenwartsthematik zuwandten. Es sei ein Zeichen für die schädliche, individualistisch manipulierte Tradition der bürgerlichen Literaturkritik, wenn zum Beispiel erste romanhafte Versuche, die Bodenreform zu behandeln, einer überheblichen und wenig sorgsam Beurteilung anheimgefallen seien. Der Kulturfunktionär verlangte, daß „das tiefe Wort Stalins“ vom Schriftsteller als dem „Ingenieur der menschlichen Seele“ bei der Gestaltung des Neuen in unserem Leben wegweisend sein sollte. Mit der äußerlichen Beschreibung der Betriebe und des Produktionsvorganges sei es nicht getan, das Wesentliche sei der „sich verändernde Mensch und seine neue menschliche Zielsetzung“³⁶⁾.

³⁶⁾ Neues Deutschland vom 4. 7. 1950.

Hier liegen die Anfänge einer umfunktionierten Literatur- und Kunstkritik, der die Aufgabe zugeteilt wurde, kulturpolitisch erwünschte Werke zu propagieren. Vor allem jüngere Autoren sollten nicht durch harte Kritik an der sprachlichen und psychologischen Qualität ihrer Arbeiten irritiert werden, falls sie sich parteilich den politischen Zielsetzungen öffneten.

Weniger glimpflich wurde freilich mit den anerkannten, durch frühere Erfolge ausgewiesenen Meistern der Literatur umgegangen, wenn sie den nachwachsenden Schriftstellern nicht das rechte Vorbild boten. Anna Seghers geriet mit ihrem gerade erschienenen Roman „Die Toten bleiben jung“ mitten in diesen kulturpolitischen Umbruch. Es wurde kritisiert, daß schon rein quantitativ die Darstellung der konterrevolutionären Seite überwiege. Wie so oft in der Literaturgeschichte, erwiesen sich auch diesmal wieder die negativen Gestalten als die interessanteren: Die Schurken faszinieren — entgegen der eigentlichen Absicht des Schöpfers — durch ihren Zynismus, und die positiven Leitfiguren sind brav und bläßlich, vorbildlich und wenig einprägsam. So wurde der Vorwurf erhoben, der Roman mache den proletarischen Kampf nicht in gleicher Weise in positiven Gestalten sinnfällig, wie er an negativen Beispielen die Auflösung der bürgerlichen Welt eindringlich zeige. Der bedeutende Kritiker Paul Rilla versuchte den Roman durch lobende Kritik vor Anfeindungen zu schützen. Er löste damit im Frühjahr 1950 eine der ersten scharfen literaturpolitischen Kontroversen in der jungen DDR aus. Dabei ging er so weit, die Kategorie der Interessantheit als bürgerlich zu klassifizieren. Der „interessante Abenteurer“ sei eben das schillernde Treibgut aus einem gesellschaftlichen Schiffbruch

Das war eine heikle These, zumal sie mit der Gegenthese verknüpft wurde, der Mangel an spezifischer Interessantheit zeichne den proletarischen Helden der neuen Zeit aus. Die Interessantheit nehme in dem Maße ab, wie die Personen an positiver gesellschaftlicher Bestimmung zunehmen: „An die Stelle der Interessantheit tritt das Interesse der gesellschaftlichen Geprägtheit.“³⁷⁾ Rillas Ziel war es, die Schriftsteller aus einem Angriffsfeld zurückzuholen, in das sie bei der Darstellung von Arbeiterfiguren leicht gelangten.

Nunmehr geriet aber auch der listige Rilla ins Kreuzfeuer der Orthodoxen. Man warf ihm

³⁷⁾ Aufbau, 6 (1950) 3, S. 219.

vor, daß er Proletarierfiguren das Etikett der Uninteressantheit ankleben wolle. Aus einem schwach geratenen Roman habe er eine fehlerhafte Theorie zur Rechtfertigung der Mängel abgeleitet. Alexander Abusch schrieb im SED-Zentralorgan: „Eine solche Theorie der Uninteressantheit, der Langeweile bei der Gestaltung von gesellschaftlich geprägten Personen unseres Lagers können wir nicht als Realismus, geschweige denn als sozialistischen Realismus akzeptieren ... Die fehlerhafte Theorie der Uninteressantheit positiver Gestalten, würde man sie dulden, könnte nur folgenreich für unsere Literatur sein. Sie entwarfnet den Schriftsteller in seinem Bemühen, die neuen Menschen lebensvoll und interessant, daß heißt künstlerisch vollendet zu gestalten.“³⁸⁾

Abuschs Polemik erschien am Tage der Eröffnung des II. Schriftstellerkongresses, der vom 4. bis 6. Juli 1950 in Ost-Berlin stattfand. Sein Motto hieß: „Das neue Leben verlangt nach Gestaltung.“ Der Schriftsteller Bodo Uhse konstatierte, daß die Literatur — mit Ausnahme einiger Versuche — vom Leben auf den Feldern der Neubauernhöfe, in den volkseigenen Betrieben, in Planungsämtern und auf Maschinenausleihstationen keine Kenntnis genommen habe. Weder würden die Umwälzungen durch Bodenreform, Umsiedlung oder Industrieenteignung gestaltet noch gar beflügelnde Ausblicke in die Zukunft gegeben. Aber Uhse zeigte dafür ein gewisses Verständnis, denn er zählte Gründe dafür auf, daß ein Roman eben seine Zeit brauche, daß Gesellschaftsschilderung in Deutschland ohne feste Tradition sei, daß auch die Kurzgeschichte hier weniger blühe als in Ländern, die einen Tschchow oder Maupassant hervorgebracht hätten. Bedrängt von den vielen kulturpolitischen und publizistischen Tagesaufgaben sähen sich die Autoren überfordert, und Uhse machte sich zu ihrem Sprecher, als er sagte: „Unsere Zeit macht es vielleicht nicht leicht, sich einer immerhin noch langwierigen Aufgabe zu verpflichten, es erfordert besonderen Mut, um über die unmittelbare Gegenwart in die Zukunft hinauszugreifen, und schließlich bedrängt sie uns mit einer solchen Fülle von Forderungen, daß wir oft mit dem Stellungnehmen, Partei ergreifen, mit dem Aufrufen und Bekennen kaum nachkommen und über solcher notwendigen publizistischen Wirksamkeit uns der Atem zu weiter ausgreifendem Werk fehlen mag.“³⁹⁾

³⁸⁾ Neues Deutschland vom 4. 7. 1950.

³⁹⁾ Aufbau, 6 (1950) 8, S. 682f.

2. Die militanten spätstalinistischen Kampagnen gegen Amerikanismus, Kosmopolitismus, Formalismus, Modernismus und Dekadenz

Uhse hatte noch Raum für ein wenig Defätismus und einige Ironie gelassen — an beiden aber war der Partei zu diesem Zeitpunkt nicht gelegen. Johannes R. Becher, besser vertraut mit der Forderung des Tages, lieferte in seinem Schlußwort die notwendigen kämpferischen Eindeutigkeiten nach. Er zollte der Terminologie des Kalten Krieges seinen Tribut, dem Kampf gegen Amerikanismus und Kosmopolitismus: Im Westen lebten literarisch getarnte Gangster, unbelehrbare Apologeten des imperialistischen Systems. Abscheu und Ekel vor diesem antibolschewistischen Gesindel empfinde man. Widerwärtig sei das Geschwätz dieser kriminellen Clique von der Freiheit der Persönlichkeit.

Während Becher noch drei Jahre früher ein breites Bündnis aller Kulturschaffenden über die Zonengrenzen hinweg angestrebt hatte, so begab er sich jetzt auf einen militanten Abgrenzungskurs: „Eure sogenannten Probleme interessieren uns nicht. Eure Verwicklungen, Kompliziertheiten, die ihr mehr oder weniger literarisch routiniert darstellt, sind für uns wertlos. Wir wollen nichts mehr wissen von euch, euch weder sehen noch hören. Zwar müssen wir vorerst von euch noch Kenntnis nehmen, aber wir nehmen Kenntnis von euch nur in dem Sinne, wie man von einem Geschwür Kenntnis nimmt, das darauf wartet, operiert zu werden. Ihr langweilt uns. Wie langweilig seid ihr in dem sogenannten Glanz eurer Interessantheit, der kein echter Glanz ist, sondern nur das Phosphoreszieren der Fäulnis. Nennt mich meinethwegen einen terrible simplificateur, einen schrecklichen Vereinfacher, mich ängstigt diese Phrase nicht. Das Leben, das wir aufbauen wollen, ist in der Tat einfach, schön in seiner Einfachheit, einfach in seiner Menschlichkeit. Mag sein, daß dieses in einem hohen Sinne so großartige, einfache Leben abschreckend und schrecklich sein wird für euch, die ihr verderbt seid an Haupt und Gliedern, und es wird es sein, das kann man ja wohl bestimmt sagen. Und darum nehme ich den Vorwurf des schrecklichen Vereinfachers mit dem besten Gewissen der Welt auf mich. Wir haben dieses neue Leben schon zu leben begonnen.“

Am Schluß ging Becher so weit, die einheitliche Stalinsche Sprache des 800 Millionen umfassenden Weltfriedenslagers zu feiern: „Wir

zittern nicht davor, daß diese gleiche Sprache, die wir alle sprechen, unsere persönliche Ausdrucksweise beeinträchtigt, solche hauchdünnen Nippesfigürchen sind wir nicht; das Gegenteil ist der Fall, diese gleiche Sprache ist es, die uns als Persönlichkeiten erhebt und trägt ... Es lebe die gleiche Sprache des Friedens, es lebe der Mann, es lebe er, der, wenn wir in dieser gleichen wortgewaltigen Sprache des Friedens reden, uns allen so nahe ist als ihr Sprachschöpfer, es lebe der Meister, der geniale Autor dieser Achthundert-Millionen-Sprache des Friedens: Stalin!"⁴⁰⁾

Selbst Becher sah sich also zu solchen Ausbrüchen genötigt. Sein Hymnus auf Stalin ruft in Erinnerung, was oft vergessen wird: Die Grundsatzentscheidungen in der DDR traf damals die sowjetische Besatzungsmacht, und das kulturpolitische Klima wurde bestimmt von administrativen und ideologischen Vorgaben des Spätstalinismus. In den DDR-Veröffentlichungen wird dieses heikle Thema oft umgangen, einesteils aus diplomatischen Rücksichten auf die Empfindlichkeiten der Führungsmacht, andererseits aus einem eigenständigen Souveränitätsbedürfnis. Daraus resultiert auch die Neigung, sowjetische Fehlentscheidungen — ganz gleich, ob sie im Interesse der Ulbricht-Führung lagen oder von ihr nur selbstverständlich hingenommen und ausgeführt wurden — aus sogenannten objektiven innenpolitischen Notwendigkeiten, ja Gesetzmäßigkeiten abzuleiten.

Auch die scharfe Anti-Formalismus-Kampagne des Jahres 1951 geht auf sowjetische „Anregung“ zurück; sie wurde im Januar 1951 mit ganzseitigen Grundsatzartikeln (Pseudonym: N. Orlow) im SMAD-Blatt „Tägliche Rundschau“ eröffnet. Die liberalen Kulturoffiziere des Anfangs waren nicht mehr da, auch ihr Chef Tjulpanow war 1950 in seine Heimat zurückgekehrt⁴¹⁾. Auf dem 5. Plenum des SED-Zentralkomitees vom 15. bis 17. März 1951 wurde die berüchtigte Entschliebung „Der Kampf gegen den Formalismus in Kunst und Literatur, für eine fortschrittliche deutsche Kultur“ gefaßt. Im Stil der von Stalin und seinem Kulturchef Shdanow initiierten KPdSU-Beschlüsse des Jahres 1948 prangerte man die verkümmerte Melodik moderner Opern an, vor allem Paul Dessaus Vertonung von Brechts „Lukullus“. Die heftigsten Invektiven galten der modernen Malerei und ihrer

angeblich häßlichen, abstoßenden, volksfremden Formensprache. Den Schriftstellern wurde vorgeworfen, ihre Aufgaben innerhalb des auf dem III. Parteitag im Juli 1950 beschlossenen Fünfjahresplans nicht tatkräftig genug zu erfüllen. Der Schriftstellerverband, der auf dem II. Schriftstellerkongreß 1950 als Bestandteil des Kulturbunds etabliert worden war, erfuhr herbe Kritik. Durch die Gründung einer „Staatlichen Kommission für Kunstangelegenheiten“ und eines dem Ministerrat unterstellten „Amtes für Literatur und Verlagswesen“ wurde der administrative Druck verstärkt⁴²⁾.

3. Die Festlegung auf den „Sozialistischen Realismus“ und die gesamtdeutsche Perspektive als Widersprüche im sogenannten „einheitlichen revolutionären Prozeß nach 1945“

Wenige Wochen nach dem III. Schriftstellerkongreß (Mai 1952), auf dem der „Deutsche Schriftstellerverband“ sich als selbständige Organisation konstituierte, beschloß die SED auf ihrer II. Parteikonferenz formell den Aufbau des Sozialismus. Die Nachahmung des sowjetischen Vorbilds in Kunst und Literatur wurde nun noch dringlicher gefordert als in den zwei, drei Jahren davor. Jetzt wurde — und auch Becher tat sich dabei hervor — „Sozialistischer Realismus“ in der sowjetischen Ausprägung, also damals durchaus als Stil und nicht nur als „schöpferische Methode“, mit einem kulturpolitischen Monopolanspruch etabliert. Damit verbanden sich Forderungen nach Parteilichkeit, Volksverbundenheit, sozialistischem Ideengehalt, Optimismus, Zukunftsperspektive, die sogenannte „Abbildung in den Formen des Lebens“ usw. Endlich durfte die Übergangsperiode den in

⁴²⁾ Dogmatische Bekenntnisse zur Richtigkeit der damaligen Kulturpolitik finden sich seit den siebziger Jahren nur noch selten. Das von der ZK-Akademie für Gesellschaftswissenschaften erarbeitete Buch von Hannemann/Zschuckelt, Schriftsteller in der Diskussion. Zur Literaturentwicklung der fünfziger Jahre, Berlin (Ost) 1979, ist ein Beispiel ideologisch motivierter Uneinsichtigkeit: „Die Schriftsteller der DDR bekannten sich auf den Schriftstellerkongressen 1950 und 1952 zu ihrem Staat und setzten sich konsequent mit allen geschichtsspezifischen und nonkonformistischen Positionen auseinander. Der künstlerischen Unabhängigkeit, der künstlerischen ‚Freiheit‘ setzten sie das Prinzip der Parteilichkeit und Volksverbundenheit entgegen.“ (S. 7) Die Regel sind heute verhaltene, historisch relativierende Erklärungsversuche; eine entschiedene kritische Bewältigung dieser Vergangenheit steht freilich noch aus.

⁴⁰⁾ Aufbau, 6 (1950) 8, S. 356—358.

⁴¹⁾ Tjulpanow wurde nach seiner Heimkehr 1950 politisch kaltgestellt. Dazu: Jürgen Kuczynski in: Sinn und Form, 36 (1984) 5, S. 956.

der Bezeichnung enthaltenen Sinn voll erfüllen: Sie ging zu Ende und in eine neue gesellschaftliche Phase über.

Die Zeit zwischen 1948 und 1952 hatte sich freilich, wie gezeigt wurde, bereits als Periode der ideologisch-organisatorischen Vorbereitung erwiesen. Eine DDR-Publikation drückt das so aus: „Die Orientierung auf eine langfristige zentrale Planung und die Maßnahmen zur Festigung und zum Ausbau der Staatsorgane sollten die antifaschistisch-demokratischen Verhältnisse in der sowjetischen Besatzungszone stabilisieren und zugleich Möglichkeiten für eine sozialistische Entwicklung eröffnen.“⁴³⁾

Zudem empfahl man sich als Modell für das „dem spätbürgerlichen Verfall preisgegebene Westdeutschland“ und unternahm — meist nur propagandistisch gemeinte — Verständigungsangebote gegenüber verschiedenen Intellektuellenschichten der Bundesrepublik. Ob man das, wie eingangs unter Bezug auf Alfred Klein angedeutet, mit gesamtdeutschen heroischen Illusionen korrekt erklärt, mag dahingestellt bleiben. Aber die Kulturpolitik blieb dadurch auf widersprüchliche und untergründige Weise länger mit den nicht leicht zerstörbaren Sehnsüchten nach den liberalen Möglichkeiten der Jahre von 1945 bis 1948 verbunden. Zwar mußte Alfred Kantorowicz seine wichtige Nachkriegszeitung „Ost und West“ zum Jahresende 1949 einstellen, weil die Programmatik des Titels jetzt nicht mehr in die politische Landschaft paßte. Aber kurz zuvor hatte Becher zusammen mit

dem greisen bürgerlichen Literaturhistoriker Paul Wiegler die Zweimonatsschrift „Sinn und Form“ gegründet. Sie wurde in dem alten Geist der weltoffenen antifaschistisch-demokratischen Konzeption geführt. Becher setzte nicht zufällig den nichtkommunistischen Dichter Peter Huchel, einen Mann der inneren Emigration, zum Chefredakteur ein, der das Blatt bis zum Jahresende 1962(!) quer zur Parteilinie führte. In solchen Kontext gehört auch Bechers erfolgreiches Bemühen, Thomas Mann 1949 seine Frankfurter Goethe-Rede und 1955 seine Stuttgarter Schiller-Rede auch jeweils in Weimar halten zu lassen.

In der Geschichtsdarstellung der DDR betont man heute „die Einheitlichkeit des revolutionären Prozesses nach 1945“. Man will keine Trennungslinie zwischen antifaschistisch-demokratischer und sozialistischer Umwälzung ziehen. Die Zeit von 1945 bis 1949 gilt als erste Phase der sozialistischen Revolution. Offenbar soll sie nicht als „liberales Vorspiel“ in Erinnerung gebracht werden, als goldene Zeit eines verlorenen Pluralismus. Die Beschreibungen sind daher nicht frei von begrifflicher Scholastik, etwa wenn die Charakterisierung der antifaschistisch-demokratischen Ordnung als vor allem „antiimperialistisch“ mit dem Argument abgewehrt wird, das laufe auf die Konstruktion einer „dritten Ordnung“ zwischen Kapitalismus und Sozialismus hinaus⁴⁴⁾. Es ist aber möglich, daß man in einer veränderten historischen Situation von solcher Sprachregelung auch wieder abgeht.

III. Die Bewahrung wichtiger Elemente des Kulturkonzepts der frühen Nachkriegszeit im heutigen Geschichts- und Traditionsverständnis der DDR

Um die Frage zu beantworten, inwieweit die Anfangsjahre von SBZ und DDR die konkrete kulturelle Situation von heute noch mitprägen, müßte die krisenreiche Entwicklung in den mehr als drei Jahrzehnten seit Stalins Tod mit in den Blick genommen werden. Dafür ist hier kein Raum. Mir scheint, daß von der ursprünglichen weiträumigen Konzeption Bechers gerade deswegen mehr bewahrt wurde, als in manchen Zeiten harter Repression vermutet werden durfte, weil sich die Hoffnungen eines attraktiven Neuaufbaus in hi-

storisch kurzer Frist zerschlugen. Nicht Aufbruchsstimmungen, sondern Resignation und Utopieverlust eröffnen jetzt der Kunst Spielräume. Es verfestigen und verfeinern sich dabei freilich auch die unangenehmen Methoden der Machtsicherung, weil die Unbeweglichkeit der Verhältnisse den Druck von unten verstärkt.

Die Traditionsbildung mit dem bürgerlichen Erbe im Zentrum hat sich bis heute nicht nur erhalten, sondern sie wurde durch die Auf-

⁴³⁾ Literarisches Leben ... (Anm. 20), S. 157.

⁴⁴⁾ Vgl. Literarisches Leben ... (Anm. 20), S. 96—100.

nahme von in den fünfziger und sechziger ausgegrenzten Bereichen (Romantik, Expressionismus, spätbürgerliche Erzählkunst: Proust, Musil, Joyce, Kafka usw.) entschieden erweitert. Becher und Lukács hatten das Anknüpfen an die proletarisch-revolutionäre Literatur der zwanziger Jahre verhindert. Sie wurde später als Erbe integriert, aber nicht als Anleitung zum Schreiben wirksam. Heute ist sie kaum mehr als ein Forschungsgegenstand für Germanisten, die darüber liebevoll-parteiliche Aufsätze schreiben. Die Betriebsromane, die sich in den fünfziger Jahren um „Menschen an unserer Seite“ von Claudius gruppierten, sind vergessen. Die Kulturpolitik des Bitterfelder Weges legte man als gescheitert zu den Akten. Dagegen sind die in den fünfziger Jahren als dekadent verteuflten Stilrichtungen und Künstlergruppen längst rehabilitiert. Die Literatur hat sich von didaktischen Zumutungen emanzipiert. Ob man es tadelt oder lobt oder nur konstatiert (alle drei Haltungen gibt es in der DDR), Autoren von Rang schreiben in den siebziger und achtziger Jahren — nach DDR-Sprachgebrauch — eher von allgemein-menschlichen, humanistischen denn von marxistisch-leninistischen Positionen her — ich nenne nur Christa Wolf und Erwin Strittmatter oder Erich Arendt und Franz Fühmann mit ihren Spätwerken⁴⁵⁾.

Zu welch rigiden Eingriffen sich die aufsichtsführende Bürokratie heute auch immer entschließen mag —, die Anlässe sind unmittel-

bar politischer Art, sie beziehen sich nicht mehr auf die künstlerische Ausdrucksform. Ermahnungen, bestimmte Haltungen einzunehmen, werden heutzutage oft nur mehr deswegen an die Künstler gerichtet, weil es der Brauch ist und ihr Fehlen unliebsames Aufsehen machte. Die einsichtigen Kulturfunktionäre (und ihre anonym bleibenden Redenschreiber) wissen, daß das Beschluß- und Auftragswesen im Bereich der Künste kaum etwas bewirkt. Insofern gilt für die DDR, was zu allen Zeiten selbstverständlich war: „So richtig es ist, daß die Entwicklung der Kunst in gewisser Weise ihren eigenen Gesetzen folgt, so illusorisch ist es, ihre Abhängigkeit von den grundlegenden Veränderungen der Gesellschaft außer acht zu lassen.“⁴⁶⁾

Das Konzept von der ganzen deutschen Geschichte als einer Nationalgeschichte auch der DDR erinnert neuerdings wieder an Traditionsbildungen der Zeit unmittelbar nach 1945. Nur wird jetzt nicht mehr ausgespart, was damals pauschal der Vorläuferschaft des verbrecherischen Naziregimes verdächtigt wurde, etwa das Preußentum. Bei der Gründung der „Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der DDR für deutsche Kunst und Literatur des 20. Jahrhunderts“ zeigte sich im März dieses Jahres, daß diese neue Institution bei der Akademie der Künste sich bürgerlichen und sozialistischen Strömungen der Moderne gleichermaßen öffnen will⁴⁷⁾.

⁴⁶⁾ Kurt Hager, Tradition und Fortschritt, in: Sinn und Form, 37 (1985) 3, S. 441f.

⁴⁷⁾ Kurt Hager in der Festrede: „Es kam mir ... darauf an, auf die Breite und Vielfältigkeit des literarischen und künstlerischen Erbes dieses Jahrhunderts hinzuweisen ... Vieles ist bereits in den kulturellen Alltag eingegangen. Die Spanne reicht von den verdienstvollen Bemühungen um die Geschichte der sozialistischen Kunst von den früheren proletarischen Anfängen bis zur Gründung unserer Republik, von der Pflege des Erbes eines Arnold Schönberg bis zur jüngsten Paul-Klee-Ausstellung in Dresden, von der intensiven Beschäftigung Franz Fühmanns mit dem Lebensschicksal und der poetischen Leistung Georg Trakls bis zur Oper nach Rilke-Texten von Siegfried Matthus, die vor wenigen Wochen mit großem Erfolg in Dresden uraufgeführt wurde.“ (Kurt Hager (Anm. 46), S. 446.

⁴⁵⁾ Zur Rehabilitierung des „Allgemein-Menschlichen“ in der Kunst siehe Kurt Hager, Beiträge zur Kulturpolitik, Berlin (Ost) 1982², S. 191. Bezugnahmen auf „das Zeitlose“ in Kunst und Literatur häufen sich wie in der DDR auch in den Selbstaussagen sowjetischer Schriftsteller. So Juri Trifonow in „Der Kern der Wahrheit“ (Sinn und Form, 37 [1985] 4): „Nicht von ungefähr schrieb Juri Olescha einst davon, ihm schein, daß alle Schriftsteller aller Zeiten gleichsam ein einziger seien“ (S. 687) und: „Mir fällt Herzen ein: 'Nicht Ärzte sind wir, wir sind der Schmerz: Diese Bestimmung ist auch heute wahr, nach mehr als hundert Jahren. Die Literatur muß den Schmerz bekunden. Den Schmerz hat es immer gegeben, er begleitet das Leben, nur die Toten empfinden ihn nicht.“ (S. 689)

Hermann Glaser: Kultur der Trümmerzeit. Einige Entwicklungslinien 1945 bis 1948

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40—41/85, S. 3—21

Kritisches Nachdenken über die „Geburt unserer Republik“ muß der Trümmerzeit 1945 bis 1948 große Bedeutung zumessen. Die politischen und wirtschaftlichen Handlungsmöglichkeiten waren zwar äußerst gering; das Kulturleben machte jedoch deutlich, daß nun die Stunde gekommen war, da der „deutsche Geist“ wieder in seiner Fülle und Tiefe aus der äußeren wie inneren Emigration heimkehren und das Getto eines dumpfen völkischen Provinzialismus aufgebrochen werden konnte.

Der Beitrag zeigt einige Entwicklungsstränge dieser komplexen, durch die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen geprägten Phase auf: Das „panische Idyll“ charakterisierte die Bewußtseinslage derjenigen, die noch einmal davongekommen waren. „Reduziertem Leben“ entsprach eine Reduktionslyrik, die aus einfachen Dingen wieder Hoffnung schöpfte. Die Sintflut war zwar — wie sich gerade gezeigt hatte — herstellbar, doch wurde der Neubeginn aus innerem Impetus heraus gewagt. Bezeichnend, daß Goethes „Iphigenie“ von vielen der wieder eröffneten Theater als Kern des ersten Nachkriegsspielplanes begriffen wurde.

Im finstersten Deutschland erfolgte Rückbesinnung aufs innere Deutschland. Man setzte auf Wandlung, Sammlung, Besinnung; zugleich kapselte man sich ab, verdrängte Schuldgefühle und flüchtete in Illusionen und Sehnsüchte. Bedeutende Persönlichkeiten des geistigen Lebens (darunter Reinhold Schneider und Karl Jaspers) forderten demgegenüber Trauerarbeit; nur wirklich erschütterte Gewissen könnten Gewissen wecken. Die Bildungspläne der Gymnasien spiegelten einen hochgemuten Idealismus, der auf eine Erneuerung im Geistigen zielte. Die Entnazifizierung war das realistische Pendant dazu.

In keinem anderen Bereich jedoch haben die strukturellen und personellen Eingriffe der Alliierten eine so fundamentale Bedeutung für die spätere Entwicklung der Bundesrepublik erlangt wie bei Presse und Rundfunk. Der Gedanke der Umerziehung fand hier einen besonders fruchtbaren Boden. Neben den Lizenzzeitungen entstand vor allem eine Fülle niveauvoller Zeitschriften, die den für das demokratische Leben so wichtigen „steten Diskurs“ eröffneten.

Manfred Jäger: Literatur und Kulturpolitik in der Entstehungsphase der DDR 1945—1952

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40—41/85, S. 32—47

Die langfristige Strategie einer auf die bürgerlich-humanistischen Traditionen in der deutschen Kultur setzenden Bündnispolitik war schon vor Kriegsende von deutschen und sowjetischen Kommunisten festgelegt worden. Daß sie zunächst erfolgreich war, lag nicht zuletzt an der leidenschaftlichen Überzeugungskraft, mit der Johannes R. Becher sie in die Praxis umsetzte. Das psychologische Geschick der sowjetischen Kulturoffiziere, über deren Wirken in den ersten Nachkriegsjahren aus Ost und West viele positive Zeugnisse von Zeitzeugen vorliegen, stützte den Kurs der Vertrauensbildung. Der „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ und der von ihm verantwortete Aufbau-Verlag dienten als organisatorische Plattform für die Klärungsprozesse unter den Intellektuellen. Künstlern und Schriftstellern, die zur Mitarbeit bereit waren, wurde verziehen, daß sie sich während der NS-Diktatur kompromittiert hatten. Becher sympathisierte mit Repräsentanten der „inneren Emigration“, verteidigte seine Haltung gegen Angriffe aus den eigenen Reihen und suchte noch auf dem gesamtdeutschen Schriftstellerkongreß 1947 Frontbildungen zwischen Daheimgebliebenen und Exilierten zu vermeiden.

Der Kalte Krieg, die Konfrontation zwischen der Sowjetunion und den Westmächten, aber auch die von Stalin betriebene harte Kulturpolitik paralysierten seit 1948 immer mehr das Bündnis-konzept, das ja Einflußmöglichkeiten auf ganz Deutschland offenhalten sollte. Nach der Gründung der beiden deutschen Staaten wurde in der DDR nunmehr auf kämpferische Parteilichkeit und sozialistische Gegenwartsthematik umgestellt. Im Zusammenhang mit einer rüden Anti-Formalismus-Kampagne sollten die Autoren und Künstler 1952 im Zuge des „Aufbaus des Sozialismus“ auf Stil und Methode des „Sozialistischen Realismus“ damaliger sowjetischer Herkunft festgelegt werden.

Von der — letztlich nur inhaltlich taktisch gemeinten — frühen Nachkriegskonzeption der Kulturpolitik ist jedoch mehr übriggeblieben, als noch in den fünfziger und sechziger Jahren zu erwarten war. Becher und Lukács hatten damals das Anknüpfen an proletarisch-revolutionäre Traditionen der zwanziger Jahre verhindert; es gab keine reale Möglichkeit, dies noch erfolgreich nachzuholen. Bürgerliches Erbe — einschließlich der rehabilitierten Moderne — steht daher nach wie vor im Zentrum, und die Rückbesinnung aufs Allgemein-Menschliche prägt derzeit die Künste, deren Eigengesetzlichkeit die Kulturpolitiker wohl oder übel hinnehmen müssen.